№ 41. III. Jahrgang.

Breslauer Sonntagsblatt

Illustrirte Schlesische Wochenschrift.

Abonnements nehmen außer der Expedition in Breslau alle Buchhandlungen und Postanstalten des Deutschen Reiches entgegen.

Ausgegeben am 6. Juli.

Der Jahrgang läuft vom 1. October 1883 bis dahin 1884.

Abonnements-Preis: bei allen Buchhandlungen ℳ 1.— pro Quartal, bei sämmtlichen Postanstalten ℳ 1.20 pro Quartal. Preis der einzelnen Nummer 10 Pfg.

Schachmatt.

Roman von Ewald August König.

(Fortsetzung.)

Nachdruck verboten. Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Hugo war inzwischen in das Cabinet des Commerzienraths eingetreten, furchtlos blickte er den Bankier an, der forschend zu ihm aufschaute.

„Also das ist das Ende vom Liede?“ fragte der Commerzienrath sarkastisch. „Mit vollen Taschen bist Du vor zehn Jahren fortgegangen, und als Vagabund kehrst Du zurück.“

„Das Lied ist noch lange nicht ausgesungen,“ erwiderte Hugo gelassen; „Unglück kann Jeder haben, Sie können es auch noch erfahren. Und was die vollen Taschen betrifft, auf die Sie anspielen, so wissen Sie selbst, wie es damit bestellt war.“

„Es war der Rest Deines väterlichen Vermögens!“

„So sagten Sie damals, und ich mußte es glauben. Inzwischen habe ich erfahren, daß der Nachlaß meines Vaters bedeutender gewesen ist —“

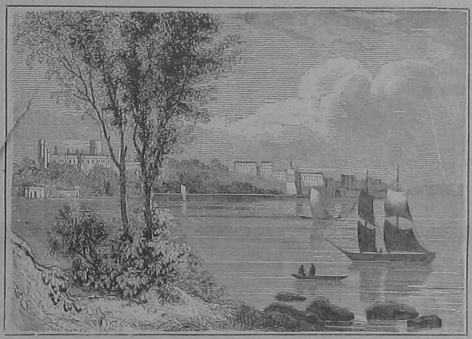
„Wer sagte Dir das?“

„Ein Freund meines Vaters.“

„Dessen Namen man nicht erfahren darf?“

„Ich habe keinen Grund ihn zu verschweigen: Bertram Bauerband.“

„Ach, der ehemalige Schneider?“ sagte der Bankier verächtlich. „Der schwätzt mehr, als er vor Gott und den Menschen verantworten kann.“



An der Bai von Sidney. (Seite 657.)

„Ich halte ihn für einen Ehrenmann!“

„Nun, das mag ja sein, nebenbei ist er ein gefährlicher Schwätzer. Was hat er Dir gesagt?“

„Mein Vater habe viel verdient und sei in seinen Ausgaben sehr sparsam gewesen.“

„Das beweist nichts.“

„Er soll mit Ihnen in Geschäftsverbindung gestanden und noch kurz vor seinem Tode Ihnen ein namhaftes Capital übergeben haben.“

„Das stimmt,“ nickte der Commerzienrath; „was weiter?“

„Ueber dieses Capital habe ich keine Abrechnung von Ihnen erhalten.“

„Ah, das ist es?“ spottete der alte Herr. „Ueber nichts kann man doch nicht abrechnen! Hat Dir der Schneider nicht auch gesagt, daß Dein Vater gerne ein reicher Mann werden wollte und deshalb an der Börse speculirte?“

Hugo blickte überrascht auf.

„Nein, davon weiß ich nichts,“ erwiderte er.

„Na, dann sag' ich es Dir; ich vermittelte die Geschäfte, und die Summen, die Dein Vater mir zahlte, dienten nur zur Deckung seiner Verluste.“

„Wenn ich das glauben soll —“

„Dann muß ich es Dir beweisen, nicht wahr?“

„Ich meine, es hätte schon damals mir beweisen werden müssen!"

„Ich würde es gethan haben, wenn ich hätte ahnen können, daß man mich bei Dir verleumden würde," sagte der Commerzienrath achselzuckend. „Es wäre ja auch nur Papierverschwendung gewesen. Null von Null abgezogen, bleibt Null. Dein Vater war in seinen Speculationen sehr unglücklich, er wollte meinem Rathe nicht folgen, weil er Alles besser wußte. So kam es, daß nach seinem Tode nicht viel mehr vorhanden war. Wenn der Schneider das besser weiß, dann laß es Dir beweisen. Vermuthungen haben keinen Werth."

„Die Pflicht der Beweisführung ist auf Ihrer Seite," erwiderte Hugo, den der kühle, geringschätzende Ton verletzte.

„Ah, auf diesen Standpunkt stellst Du Dich?" fragte der Bankier scharf. „Du sieht in mir einen Schurken, und ich soll Dir beweisen, daß ich es nicht bin?"

„Das habe ich nicht behauptet."

„Aber es liegt nur zu deutlich in Deinen Worten. Wenn ein charakterloser Mensch, und zu diesen habe ich Dich immer gezählt, nicht vorwärts kommt, so sucht er die Schuld nicht an sich selbst, sondern an Andern! Ich habe Dir damals schon gesagt, daß Du als Comödiant bald auf die Vagabundenbahn kommen würdest. Du hättest Handwerker oder Beamter werden und Dein kleines Vermögen sicher anlegen sollen! Die Abrechnung über die Speculationsgeschäfte Deines Vaters soll Dir vorgelegt werden, Du wirst Dich einige Tage gedulden müssen, bis der Auszug aus den Geschäftsbüchern gemacht werden kann. Aber hüte Dich, die Vermuthungen Bauerbands öffentlich auszusprechen! Ich würde mich genöthigt sehen, Dich wegen Verleumdung zur Rechenschaft zu ziehen, denn als Geschäftsmann muß ich meinen guten Ruf wahren."

Auf Hugo waren diese, mit ernster Entschiedenheit gesprochenen Worte nicht ohne Eindruck geblieben, er strich langsam das blonde Haar von der Stirne zurück und ließ den Blick mit einem Ausdruck von Verlegenheit durch das elegante Cabinet schweifen.

„Ich verlange nur das, was ich zu fordern berechtigt bin," sagte er mit einem tiefen Athemzuge. „Daß die Mittheilungen Bauerbands mich mißtrauisch gemacht haben, muß Jeder natürlich finden —"

„Genug der Worte," unterbrach der Bankier ihn mit einer abwehrenden Geberde, „für mich ist dieses Mißtrauen beleidigend, denn ich bin mir bewußt, meine Pflichten als Vormund gewissenhaft erfüllt zu haben, und wie gesagt, in den nächsten Tagen werde ich Dir dies beweisen."

Damit war Hugo entlassen, ein kurzer Handwink befahl ihm, sich zu entfernen. Der Commerzienrath trat wieder in das Cabinet seines Geschäftsführers.

„Ihn zahm zu machen, war leichter, als ich es mir gedacht hatte," spottete er; „mag er nun in meinem Hause bleiben, bis mein Sohn aus eigenem Antriebe ihm die Thüre zeigt. Fertigen Sie den Auszug aus den Büchern an, lieber Wenkitern, es hat Zeit damit, ich möchte nicht gerne einen Andern damit beauftragen."

„Ich werde es besorgen," nickte Walter, ironisch lächelnd, „er soll den Beweis haben, daß sein Mißtrauen jeder Begründung entbehrt."

„Wie stehen wir mit Bertram Bauerband?"

Der Geschäftsführer holte ein Buch aus seinem Schreibtisch und blätterte eine Weile darin.

„Er hat noch fünf- bis sechstausend Thaler von uns zu fordern," sagte er.

„Hm, das ist unangenehm, denn baares Geld kann ich gerade jetzt nicht gut entbehren. Indessen es muß sein, mit diesem Schneider darf unser Geschäft nicht länger in Verbindung bleiben, schicken Sie ihm den Rechnungs-Auszug mit der Erklärung, daß er sein Guthaben einkassiren möge, da Gründe uns nöthigten, die Verbindung mit ihm abzubrechen."

Damit verließ der Commerzienrath das Cabinet und gleich darauf auch das Haus, um sich zur Börse zu verfügen.

Fünftes Capitel.

In der Villa.

Bertram Bauerband gehörte zu den wenigen Glücklichen, die nach vielen Jahren rastloser Thätigkeit in beschaulicher Ruhe die Früchte ihres Fleißes genießen können.

Er war nicht nur in der Stadt, sondern auch in der ganzen Provinz, ja weit über die Grenzen derselben hinaus der erste „Marchand tailleur" gewesen; wer nach der neuesten Pariser Mode elegant gekleidet sein wollte, mußte seine Anzüge von Bertram Bauerband beziehen, der nur französische und englische Stoffe führte, zu deren Einkauf er persönlich in jedem Jahr nach Paris und London reiste.

Er ließ sich doppelt so viel zahlen, wie andere Schneider, aber seine Kunden waren ja reiche Leute, und sie zahlten hohe Preise gerne, es galt ja als eine Auszeichnung, von diesem berühmten Schneider gekleidet zu werden.

In diesen Jahren rastlosen Fleißes war Bauerband ein sparsamer Mann. Was er erübrigen konnte, legte er in sichern Werthpapieren an, sein feuerfester Schrank füllte sich mehr und mehr, einige Ansehensloose trugen ihm namhafte Gewinne ein, von denen Niemand etwas erfuhr, und schließlich besaß er so viel, daß er mit seiner Frau und seinem einzigen Kinde das angenehme Leben führen konnte, nach dem er sich von Jugend auf gesehnt hatte.

Der Verkauf seines Hauses und seiner berühmten Firma brachte ihm auch noch eine bedeutende Summe ein, Herr Bertram Bauerband baute sich nun in der Vorstadt, in der die vornehmen Leute wohnten, eine Villa, die er mit allem erdenklichen Luxus ziemlich geschmacklos ausstattete.

Er hatte es ja, und die Leute, die sein Haus betraten, sollten sehen, daß er ein reicher Mann war; nicht er allein, auch seine Frau wollte das, sie waren Beide hochmüthig geworden.

Ein sorgsam gepflegter, parkartiger Garten umgab die Villa, das war das Verdienst des Gärtners, der niemals duldete, daß sein Herr ihm in's Handwerk pfuschte.

Im Innern waren die hohen, schönen Räume überladen; was dem Herrn oder der gnädigen Frau gefiel, wurde gekauft, je billiger der Preis, desto besser, auf künstlerischen Werth sahen die Beiden nicht.

Auch eine Equipage und zwei Pferde hielt der ehemalige Schneider, er konnte es ja haben, und es machte ihm Spaß, in eigener Equipage durch dieselben Straßen zu fahren, durch die er vor Jahren mit dem Ranzen auf dem Rücken und dem Knotenstock in der Faust müde und staubbedeckt eingewandert war.

Nur Eins machte ihm oft geheimen Kummer: der Mangel an wissenschaftlicher Bildung; er konnte nicht immer mitreden, und wenn er es dennoch that, wurde er in der Regel ausgelacht.

Um diesem Mangel abzuhelfen, schaffte er sich ein „Conservations-Lexikum" an, das ihn nie im Stich ließ, wenn er über eine ihm unbekannte Sache Auskunft haben wollte, mit diesem Wissensschatz und den Fremdwörtern, die er im Verkehr mit der vornehmen Welt gesammelt hatte, bot er mit edler Dreistigkeit Allem die Stirne.

Seine Frau war eine kleine, ziemlich beleibte und in ihrer äußeren Erscheinung höchst unbedeutende Person, seine Tochter Bertha ein hochaufgeschossenes, lebhaftes Mädchen mit rothblondem Haar und jenen Augen, von denen Heine singt: daß sie aussähen, wie Vergißmeinnicht in Milch gekocht.

Man pflegte in der „Villa" Bauerband spät zu frühstücken, und nach einem solchen späten Frühstück wurde der Besuch Hugo Wildenbruchs angemeldet.

Bertram Bauerband erhob sich aus seinem Sessel und zog den rothseidenen Schlafrock mit den himmelblauen Quasten fester um seine Hüften, Bertha blickte in den Spiegel und ordnete die Löckchen auf der Stirne, und die „Gnädige", die sich noch im Morgencostüm befand, äußerte hastig ihre Ansicht, man müsse den jungen Herrn im Salon warten lassen, bis sie Toilette gemacht habe.

„Nichts da!" sagte Bauerband entschlossen mit einer theatralischen Armbewegung, „Herr Wildenbruch ist ein alter Freund, vor ihm brauchen wir uns nicht zu scharniren."

Madame mußte dieser Entscheidung sich fügen, sie gab seufzend dem harrenden Dienstmädchen einen befehlenden Wink, in der nächsten Minute trat Hugo ein.

Die Begrüßung war von beiden Seiten herzlich und lebhaft. Hugo küßte den Damen die Hand und eroberte dadurch im Fluge ihre Gunst, Bauerband rollte einen Sessel für ihn an den Tisch und zog ungestüm an der Glocke, um die Bewirthung des Gastes anzuordnen.

„Es geht Ihnen gut, wie ich sehe," sagte er, indem er dem jungen Mann eine Cigarre anbot, die Hugo erst dann annahm, als die Gnädige die erbetene Erlaubniß zum Rauchen ertheilt hatte.

„Es geht, wie es gehen kann," erwiderte Hugo achselzuckend; „in der Schweiz nahm unser Director Reißaus, da können Sie sich das Elend denken. Ich hoffe nun an einer großen Bühne engagirt zu werden, natürlich für Charakterrollen mit hoher Gage, man hat mir bereits für den Herbst Anträge gemacht, aber ich warte Besseres ab."

„Charakterrollen?" fragte Bauerband, der den Rauch seiner Cigarre mit Behagen durch die Nase blies. „Das sind die Räuber, Mörder und Spitzbuben, nicht wahr?"

„Die nicht allein, auch die übrigen Schurken!"

„Wie schrecklich!" hauchte Bertha gefühlvoll.

„Ich glaube, Ihr Onkel, der Herr Commerzienrath, könnte eine solche Rolle auch spielen," sagte Bauerband lachend; „sind Sie ihm schon auf die Bude gerückt?"

„Ich wohne in seinem Hause."

„Spaß! Dann weiß er wohl noch nicht, was Sie von ihm wollen?"

„Ich hab's ihm gesagt."

„Und dennoch behält er Sie in seinem Hause? Das glaube ich nicht, er wird Sie hinausgeworfen haben, aber machen Sie sich drum keine Sorge, Sie können hier in meiner Villa wohnen, wir rechnen es uns zur Ehre, Sie zu beherbergen."

„Sie sind sehr freundlich," erwiderte Hugo mit einer leichten Verneigung, während sein Blick verstohlen das erröthende Antlitz Berthas streifte.

„Vielleicht bin ich so frei, Ihr gütiges Anerbieten anzunehmen, aber einstweilen muß ich noch im Hause meines Onkels bleiben, ich wohne ja nicht bei ihm, sondern bei seinem Sohne."

„Bei dem buckligen Gelehrten?"

„Aber — Bertram!" warf die Gnädige zürnend ein.

„Spaß! Ist er nicht buckig? Früher, als er noch bei mir arbeiten ließ, habe ich ihn so schlank gemacht, wie eine Dame —"

„Wer wird von jener Zeit noch sprechen?"

„Bah, daß ich früher Schneider gewesen bin, oder sagen wir: Marschand Tailjöhr, weiß die ganze Stadt, mein Name ist heute noch berühmt, trotzdem ich als armer Handwerksbursche in die Stadt gekommen bin. Mein Nachfolger kennt von der Bekleidungskunst nichts!"

„So nimm doch selbst die Scheere wieder in die Hand, wenn Du von alten Gewohnheiten nicht lassen kannst!" sagte seine Frau ärgerlich. „Haben Sie die Güte, mich zu entschuldigen," wandte sie sich zu Hugo, „meine Kammerjungfer wartet auf mir in meinem Budoar. Sie sind natürlich heute unser Gast, oder haben Sie was Anderes vor?"

„Durchaus nicht," erwiderte Hugo, indem er sich erhob und das herablassende Kopfnicken der gnädigen Frau mit einer tiefen Verbeugung zu erwidern.

„Also nehmen Sie an? Wissen Sie, ohne Umstände, ganz einfach, wie wir es hier gewohnt sind."

„Ich bin so frei, Ihre gütige Einladung mit herzlichem Dank anzunehmen."

„Sehr angenehm."

Der Blick Bauerbands folgte voll stolzer Bewunderung der kleinen kugelrunden Frau, bis die Thüre sich hinter ihr geschlossen hatte.

„Immer großartig!" sagte er. „Eine vortreffliche Frau, sie weiß vermoft zu präsentiren. Also, was hat der Onkel gesagt?"

„Er hat sofort zugegeben, daß er von meinem Vater Capitalien empfing, aber er fügte hinzu, mein Vater habe an der Börse speculirt."

„Das weiß ich auch," nickte Bauerband.

„Und die Speculationen sollen sehr unglücklich abgelaufen sein."

„Spaß, das weiß ich besser!"

„Von den Summen, die er dem Commerzienrath übergab, soll nach seinem Tode gar nichts mehr übrig gewesen sein."

Bertram Bauerband legte die Cigarre hin und fuhr mit beiden Händen durch seinen langen Backenbart.

„Ich sag' Ihnen noch einmal, das weiß ich besser," erwiderte er. „Ihr Papa war ein sehr solider und sehr vorsichtiger Mann, er zog mich immer zu Rathe, wenn es sich darum handelte, ein Capital sicher anzulegen. Und dann hab' ich ihm immer gerathen, gute Werthpapiere zu kaufen, wie ich es that, aber das war nichts für ihn, er wollte rasch reich werden. Lieber Gott, wie oft hab' ich ihm den Kopf gewaschen, wenn wir in meinem Artolljö bei einer Flasche Wein saßen! Aber dann lachte er mich aus und meinte, es ginge ganz gut, er könne bald von seinen Renten leben. Da war nämlich der Herr Commerzienrath, sein Vetter, der zeigte ihm, wie man rasch reich werden konnte, und wenn ich mich auch von dem Schwindel immer fern gehalten habe, so weiß ich doch, daß Ihr Papa manchen schönen Gewinn eingestrichen hat, das hat er mir häufig vorgerechnet. Kurz vor seinem Tode sagte er mir noch, er habe durch eine glückliche Speculation über Nacht ein Vermögen erworben und seinem Vetter außerdem wieder eine ersparte Summe übergeben."

„Dann begreife ich nicht, daß das Vormundschaftsgericht davon gar nichts erfahren hat," sagte Hugo gedankenvoll.

„Das begreife ich sehr gut. Auf den Namen Ihres Vaters durften die Speculationsgeschäfte an der Börse nicht gemacht werden, er wollte das nicht, der Commerzienrath hat also den eigenen Namen dazu hergegeben. Ihr Vater starb plötzlich, der Herr Commerzienrath erklärte sofort, den Nachlaß reguliren und die Vormundschaft über Sie übernehmen zu wollen. Damit konnte das Gericht nur zufrieden sein, der Herr Bankier war ja einer der angesehensten Bürger und ein Ehrenmann, die Berechnung der Hinterlassenschaft, die er dem Gericht überreichte, mußte ja richtig sein. Wenn er mir nicht zuvorgekommen wäre, hätte ich die Vormundschaft übernommen. Einspruch konnte ich nicht erheben, das würde für den Herrn Commerzienrath beleidigend gewesen sein, und er galt viel bei meiner Kundschaft. Und weshalb auch? Ich hatte ja gar keine Veranlassung, an seiner Ehrlichkeit zu zweifeln, mir ging erst später ein Licht auf, als Sie mir in der Schweiz sagten, Sie seien mit einem Butterbrot abgefunden worden."

„Und wie kann ich ihm nun beweisen, daß er mich betrogen hat?" fragte Hugo erregt.

„Warten Sie die Abrechnung ab, dann wollen wir Beide sie prüfen," erwiderte Bauerband.

„Sie selbst haben keine Beweise?"

„Nur die Erklärungen Ihres Vaters!"

„Die gelten vor Gericht nichts."

„Nein, ich gebe das zu; der Herr Commerzienrath wird einen Eid schwören müssen?—"

„Und er schwört ihn, um seine Ehre zu retten."

„Dann können Sie freilich nichts machen," sagte Bauerband, mit bedenklicher Miene das Haupt wiegend. „Aber warten wir's ab! Vielleicht bietet er Ihnen eine anständige Summe, um dem Proceß aus dem Wege zu gehen, dann greifen Sie zu, besser ein Spatz in der Hand, als eine Taube auf dem Dache. Und wissen Sie, mit der Taube auf dem Dache sieht's auch in andrer Weise ziemlich bedenklich aus, Sie könnten den Proceß gewinnen und dennoch keinen Pfennig besehen."

Hugo blickte betroffen auf, er begegnete den blauen Augen Berthas, die sinnend auf ihm ruhten.

„Wollen Sie damit sagen, daß der Reichthum meines Onkels nicht solide sei, wie es den Anschein hat," fragte er.

Bertram Bauerband legte den spitzen Zeigefinger an die lange Nase und nickte mit geheimnißvoller Miene.

„Ja, das will ich sagen," erwiderte er. „Andere Leute mögen anders darüber urtheilen, aber mir macht Niemand blauen Dunst vor. Der Herr Commerzienrath ist der größte Speculant in der Stadt, er soll Glück haben, behauptet man, aber ich sage, wer viel gewinnen kann, der kann auch viel verlieren, und es kann plötzlich anders kommen. Ich will nicht behaupten, daß die Gefahr schon nahe sei, aber es kann über Nacht kommen, und dann ist der reiche Herr Commerzienrath plötzlich ein armer Mann. Zudem traue ich auch seinem Geschäftsführer nicht, ich weiß von dem Herrn Dinge, von denen der Herr Commerzienrath wahrscheinlich keine Ahnung hat, aber ich rede nicht darüber, mich geht es ja nichts an."

„Wenn Sie Recht hätten, so müßte ich Theo warnen," sagte der Schauspieler; „der arme Junge hat nichts gelernt, als in nobler Weise Geld auszugeben, käme sein Vater an den Bettelstab —"

„Spaß, so schlimm ist es noch nicht, und Sie hätten keinen Dank davon, wollten Sie sich hineinmischen," unterbrach ihn Bauerband, der sich erhoben hatte. „Aber nun muß ich auch um Entschuldigung bitten, bis ich Toilette gemacht habe, gehen Sie mit meiner Tochter ein Bischen in den Garten, ich werde gleich fertig sein und Ihnen dann meine ganze Villa zeigen."

Bertha war sofort bereit, den jungen Herrn zu begleiten, sie bedeckte ihr röthliches Haupt mit einem Gartenhut, holte ihren Sonnenschirm und ging mit Hugo über die Terrasse in den Garten hinunter.

„Erinnern Sie sich noch der schönen Stunden, die wir in der Schweiz mit einander verlebten?" fragte er, während sie auf den sauberen Kieswegen unter blühenden Bäumen wanderten. Ich werde sie nie vergessen, Fräulein Bertha."

„Ich auch nicht," erwiderte das Mädchen leise.

„Als Sie abgereist waren, erschien mir Alles schal und öde, Sie dürfen mir das glauben, und auch heute sage ich: Ich denk' an Euch, ihr himmlisch schönen Tage!"

„Ist es hier nicht auch schön?" fragte sie.

„Schön ist es überall, wo Sie sind!"

Sie senkte das Haupt, um seinem Blick auszuweichen, ihre Wangen hatten sich geröthet.

„Ich glaube, Sie spielen auch jetzt Comödie," sagte sie.

„Es ist die Stimme meines Herzens, was Sie hören," erwiderte er, die Hand auf die Brust legend. „Comödie spiele ich nur dann, wenn ich auf der Bühne stehe. Ich bedauere nur Eins."

„Und das ist?"

„Daß Sie nicht arm sind, wie Hiob, und ich kein Königreich Ihnen zu Füßen legen kann!"

„Das war auch wieder nur ein Scherz!"

„Nein, es war voller Ernst. Würden Sie es aus meiner Hand annehmen, Fräulein Bertha?"

„Was?"

„Ein Königreich!"

„Da das nicht in der Möglichkeit liegt, wäre es unnütz, Ihre Frage zu beantworten."

„Ah, Sie weichen wir aus," sagte er, indem er den Hut abnahm und das lang hinuntwallende blonde Haar zurückstrich. „Wohlan, ich will deutlicher reden! Eine Tanne reiß ich aus Norwegens Wäldern und tauche sie tief in des Aetna glühenden Schlund, und mit dieser feuergetränkten Riesenfeder schreib' ich an die dunkle Himmelsdecke: Bertha, ich liebe Dich!"

„Mein Gott!" flüsterte sie erschreckt, wenn das Jemand gehört hätte!"

„Ich schrieb es gern in alle Rinden ein, damit die ganze Welt es lesen könnte!" erwiderte er.

Purpurgluth hatte ihr Antlitz übergossen, sie wagte nicht, den Blick zu erheben, um nicht seinen Augen zu begegnen, die brennend auf ihr ruhten.

„Wenn Sie so fortfahren, eile ich in's Haus zurück," sagte sie mit zitternder Stimme. „Sie müssen vernünftig reden, der Gärtner kann uns jeden Augenblick überraschen. Es ist ja Alles sehr schön, was Sie da sagen, aber — lieber Gott, Sie sind —"

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," fuhr er fort, als sie plötzlich abbrach, „Sie sind die Tochter eines reichen Mannes, und ich bin nur ein armer Comödiant."

„Nein nein, das war es nicht; ich wollte sagen, Sie seien so leidenschaftlich —"

„Und das ist Ihnen unangenehm?"

„Weil wir von unserm Dienstpersonal überrascht werden können!"

In seinen Augen blitzte es freudig auf, abermals fuhr er mit der Hand durch sein langes Haar.

„Sagen Sie mir ganz aufrichtig, würde es Ihnen unangenehm sein, wenn ich die gütige Einladung Ihres Herrn Vaters annähme und mich hier einquartierte?" bat er.

„Unangenehm? Weshalb?"

„Also nicht?"

„Nein, eher das Gegentheil!"

„O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen!" sagte er, indem er ihre Hand erhaschte, die er an seine Lippen zog, „ich danke Ihnen!"

„Ich denke mir, wenn Sie bei uns wohnen, kann ich noch Manches lernen," erwiderte Bertha verwirrt, „Sie kennen alle Theaterstücke, und ich liebe das Theater so sehr."

„Ich werde Ihnen Unterricht geben."

„Ach ja — aber wenn Sie dann ein Engagement annehmen, hat das auch wieder rasch ein Ende."

„Und wenn ich nur keins annehme, um mich Ihnen allein zu widmen?" fragte er, indem er einen vergeblichen Versuch machte, ihr in die Augen zu schauen.

„Da kommt Mama," sagte sie aufathmend, „ich bitte Sie, fragen Sie mich nun nichts mehr."

„Nur das Eine noch," bat er, „darf ich die Hoffnung mitnehmen, wenn ich von hier scheide?"

Er drückte leise ihre Hand, sie erwiderte den Druck und zog dann hastig ihre Hand zurück.

„Ein Wort nur sprich, ein Wort vernimm, so ist der Zauber, der uns trennt, gebrochen," flüsterte er, aber sie deutete schweigend mit dem Sonnenschirm auf die Mutter, die in großer Toilette, mit Goldschmuck förmlich behangen, ihnen entgegenkam.

„So, da bin ich wieder," sagte die Gnädige, indem sie mit einer Miene wohlwollender Herablassung dem jungen Manne die Hand bot. „Nicht wahr, es ist schön hier? Ja, wir haben's uns auch etwas kosten lassen und kein Geld gespart. Ich sage immer, entweder ordentlich oder gar nicht.

Haben Sie unsre Pferde schon gesehen? Hat Bertha Ihnen das Haus gezeigt? Nicht? Na, es kann ja heute Nachmittag noch geschehn, Vater wartet auf uns mit dem zweiten Frühstück."

Hugo bot ihr mit einer Verbeugung den Arm, sie lächelte geschmeichelt und legte ihren Arm hinein, und Bertha folgte den Beiden mit leuchtenden Augen und glühenden Wangen.

Bertram Bauerband überfah im Wohnzimmer mit prüfendem Blick die weißgedeckte, mit Silber und Krystall beladene Tafel, auf der die feinsten Leckerbissen der Saison standen.

„Was befehlen Sie?" fragte er, sich stolz in die Brust werfend, nachdem Hugo zwischen den Damen Platz genommen hatte. „Portwein, Madeira, alten Rheinwein oder Porto? Ich kann meinen Porto empfehlen, beziehe ihn direct aus Frankreich, ein ganz vermooster Wein."

„So bitte ich darum," erwiderte Hugo, der bereits von der Gnädigen mit den silbernen Schüsseln bestürmt wurde.

(Fortsetzung folgt.)

Der Menschenfeind.

Sie geh'n — indeß ich ganz allein,
Den düstern Blick zur Erd' gewandt,
Hinschreit'am bunten Wiesenrain —
Vor mir so fröhlich Hand in Hand,
So hochbeglückt in Lust'n.

Was kümmert's mich, was kränket's mich?
Warum, mein Herz, erwärmst du dich?
Was geht mich finstern alten Mann
Die junge heiße Liebe an?

Die Lerche jubelt ihrem Dank
In trillernd-hellem Abendlied,
Dazwischen tönet Glockenklang
Und durch den milden Aether zieht
Des Wanderers Gesang.

Was kümmert's mich, was kränket's mich?
Warum, mein Herz, berührt es dich?
Schweig still, schweig still und denke d'ran,
Was dir die böse Welt gethan!

Dort auf der Wiese, nah' dem Hain,
Jauchzt hell die wilde Kinderschaar;
Sie tanzet ihren Ringelreih'n
Und schmückt mit Blüthen sich das Haar —
O selig, Kind zu sein!

Was kümmert's mich, was kränket's mich?
Warum, mein Herz, bewegt es dich?
Was geht mich finstern alten Mann
Das Glück der frohen Jugend an?

Vorbei der Hütte vor dem Thor
Muß ich, ob es mich auch verdrießt;
Das junge Weib sitzt jetzt davor,
Das immer mich so heiter grüßt,
Steig ich den Pfad empor.

Sie hält ein Kind an ihrer Brust, —
Fürwahr ein hübsches, feisches Weib!
Ihr Mann ist deß sich wohl bewußt
Und legt den Arm um ihren Leib
Und schaut sie an mit Lust.

Was kümmert's mich, was kränket's mich?
Warum, mein Herz, empörst du dich?
Was geht mich finstern alten Mann
Das Glück des „eignen Weibes" an?

Um steh' ich an des Friedhofs Thür,
Er liegt so stumm, mich zieht's hinein.
Ich schreite langsam für und für
Durch schmaler Hügel lange Reih'n
Geschmückt mit blum'ger Zier.

Am End' so mancher langen Reih'
Ein neuer Hügel schon entstand,
Manch Opfer bracht' ihm selbst der Mai
Mit trügerischer Blumenhand.
Ich wandle still vorbei.

Die junge Wittwe kniet dort
Und schluchzt und ringt und seufzet schwer —
Was hilft der Schmerz an diesem Ort?
Du weckst durch ihn den Mann nicht mehr,
Den Du verlorst; — geh' fort!

Doch halt! was kümmert dies denn mich?
Warum, mein Herz, betrübst du dich?
Was geht mich finstern alten Mann
Der Schmerz um diesen Todten an?

Was sicht mich an die fremde Trauer?
Ich setze weiter meinen Stab,
Da seh' ich an der Kirchhofsmauer
Ein altes, halbverfall'nes Grab; —
Mich überläuft ein Schauer!

Die hohen Gräser weh'n im Wind
Und Unkraut mischt sich wuchernd drein;
Vorüber flattert leicht und lind
Ein Schmetterling im Sonnenschein,
So bunt und so geschwind!

Ich hab' ihm träumend nachgeblickt
Und wundersam ward mir zu Sinn;
Ich sieh zu einem Grab gebückt,
Vergebens such' ich her und hin,
Kein Kranz das öde schmückt!

Kein Kreuz thut einen Namen kund,
Kein goldbedruckter Marmorstein
Sagt, wer in diesem kühlen Grund
Vergessen ruht und ganz allein
Im weiten Erderund.

Was kümmert's mich, was kränket's mich?
Warum denkt mein Auge sich?
Ach, geht mich finstern, alten Mann
Wohl der vergess'ne Hügel an?

Clara Richard.

Das neue Goldland in Idaho.

Mittheilungen von Ado Brachvogel.

Seit vorigem Herbst ist im nördlichen Idaho, dem sogenannten „Pfannenstiel" des hier zwischen Washington und Montana zu einer Breite von kaum fünfzig Meilen zusammengepreßten Territoriums, das Goldfieber mit allen seinen Folgen ausgebrochen. Mit Zaubergeschwindigkeit schoß das erste „Mining Camp" auf, welches den Namen „Eagle City" (Adlerstadt) erhielt, und ehe ein Monat vergangen, war „Trout Creek", die etwa fünfundzwanzig Meilen östlich vom Lake Pend d'Oreille liegende Bahn-Haltestelle, als der dem neuen Dorado zunächst liegende Eisenbahnpunkt, der Schauplatz eines wildbewegten Lebens.

Schon vor zwei Jahren, als der vom Columbia nordostwärts um die „Bitter Root Mountains" sich herumschwingende Bau der pacifischen Strecke der Nord-Pacificbahn bis in diese Gegend vorgedrungen war, sprach man in der etwa sechstausend Köpfe zählenden Beamten- und Arbeiter-Armee dieses Bahnbaues allgemein von dem bestimmten Vorsichtchen großer Edelmetall-Entdeckungen in den hier den nördlichsten Ausläufer der Bitter Root-Kette bildenden Coeur d'Alene-Bergen. Um so wunderlicher mußte es erscheinen, daß die schon im Sommer 1882 so bestimmt aufgetretenen Gerüchte von dem Vorhandensein von Goldlagern in den etwa sechszig Meilen von der Bahn und den genannten Seen selbst entfernten Bergketten, auch noch ein Jahr später, als Herr Villard mit seinen europäischen Gästen die indessen vollendete Bahn zum ersten Mal befuhr, noch immer nur Gerüchte waren. Allerdings hatte es auch in der Zwischenzeit nicht an einzelnen von Indianern, Trappern und ähnlichen Leuten gemachten Goldfunden gefehlt, auch hatten von den auf der Bitter Root- und Felsengebirgs-Strecke des Bahnbaues beschäftigten fünftausend Chinesen im Lauf der Zeit mehrere Hunderte den Bahnbau verlassen, um in den Bergen nach dem gelben „Staub der Glückseligkeit" zu suchen, ohne daß sie von dort zurückgekehrt wären.

Es kam aber wie gesagt der Herbst 1883 heran, ehe von den professionellen Nachsuchern eine bestimmte, nicht länger zu bezweifelnde Gold-Localität in dem nach seinem ersten Entdecker, Pritchard, genannten Pritchard Creek aufgefunden war. Vom Westen und Osten strömten

die neuen Goldsänger gleichmäßig herbei, um von hier aus den schon von dichten Schneemassen gekrönten Bergen zuzuweilen, aus deren Schooß der Pritchard Creek dem Coeur D'Alene-Fluß und durch diesen und den von ihm durchflossenen Lake Coeur-d'Alene dem Spokane-Fluß zufließt, der seinerseits wieder fünfzig Meilen weiter westlich sich in den Columbia ergießt.

Wer es mit eigenen Augen gesehen, welcher Kämpfe es für die Eisenbahn bedurft hat, sich durch die hier das Coeur d'Alene-Gebirge durchbrechende Felsenschlucht des Clarks Fork zum Columbia hindurchzuarbeiten, der wird sich auch einen Begriff von den Beschwerden machen können, mit welchen diese ersten Argonauten des Pritchard-Creek sich ihren Weg von der Bahn nach ihrem etwa sechzig Meilen davon im Gebirge liegenden Ziel zu erkämpfen hatten. Doch nicht genug mit diesen einfachen Wegschwierigkeiten: bald traten auch die ersten Schneefälle ein, — und was der Winter-Schnee in jenen Gegenden zu bedeuten hat, das wußte man damals bereits im ganzen Lande von den Berichten der jüngst vorhergegangenen Winter her, obgleich gerade diese sich so überraschend milde gestaltet hatten, daß man nicht zum geringsten Theil dieser Milde die im vorigen Jahr bereits möglich gewordene Vollendung der Nord-Pacificbahn zuzuschreiben hatte. Dieses Mal aber setzte bereits im November plötzlich ein Winter ein, wie er strenger, schneereicher und ununterbrochener in den wenigen Jahren der Erschließung jener Gebiete kaum noch nicht erlebt worden. Auf den kaum gebahnten Pfaden wurde der Menschenverkehr zu einem schrittweisen Kampf, — wie erst der Lasten-Transport, mit dessen Hilfe Mehl, Conserven, der unerläßliche Whisky und was sonst die neue Minen-Niederlassung zum Leben brauchte, in die unwegsamen Berge geschafft werden mußte! Alles, was seit den ersten californischen Tagen je von Pressen in jungen Gold-Ansiedelungen gesehen worden ist, in Eagle City wurde es greifbare Wahrheit. Mit diesen Pressen zugleich Alles, was je von den Civilisations-Monstrositäten frisch aufgesprungener „Camps", „Ditches" und „Gulches" von alten Goldgräbern erzählt, und von Bret Harte und Joaquin Miller poetisch verklärt worden ist. Was aber noch in keiner neuen Minen-Niederlassung des großen Westens, mit etwaigem Ausschluß der alaskanischen Klondyke-Minen, erlebt worden ist, das war die grimmige Gegnerschaft von Schnee und Kälte, die sich hier dem goldburstigen Eindringling entgegenstellte. Und trotz alledem, — obgleich der Weg dahin sich zu einer Art Nordpol-Expedition gestaltete, obgleich das neue Goldland von einem Schnee- und Eispanzer bedeckt war, den zu durchdringen es einer eignen Minirarbeit bedurfte, und obgleich bei einstweiligem Ausschluß jeder Möglichkeit des Goldgewinnes Leben und Existenz in der neuen Niederlassung kaum zu erschwingen waren, — trotz alledem fand während des ganzen Winters ein derartiger Menschenzustrom nach dem neuen Gold-District statt, daß aus dem ersten Camp von Eagle City zur Stunde bereits eine Reihe von sechs verschiedenen Goldlagern geworden ist, die sich auf eine Entfernung von mehr als zwanzig Meilen längs des Pritchard Creek hinziehen und demselben fast bis zu seiner Quelle hinauf das Geleit geben. Aber nur die wenigsten der bis jetzt belegten „Claims" wurden noch vor dem großen Schneefall auf eine thatsächliche Prüfung ihres etwaigen Werthes hin aufgenommen. Alles was seit Mitte November Eigenthümer gefunden, wurde unter dem bis zu zehn, fünfzehn und zwanzig Fuß hoch liegenden Schnee auf's Gerathewohl und lediglich in dem Verlangen belegt, im nächsten Frühjahr (1884) überhaupt einen „Claim" zu haben. So entstanden im Lauf des Winters außer Eagle City, das indessen zu einer Art von Hauptstadt des Districts emporgewachsen ist, noch die folgenden Camps: Osborne, Murraysville, Butte, Raven und Sullivan.

Man wird jedoch der Wahrheit ziemlich nahe kommen, wenn man die am 1. April in dem neuen Minendistrict vorhandene Bevölkerung auf fünfzehnhundert Köpfe schätzt. Seitdem hat freilich der Frühling die ersten Thauwetter gebracht, und es wäre eitel Bemühen, auch nur annähernd das Verhältniß bestimmen zu wollen, in welchem sich jetzt diese Bevölkerung vermehren wird, resp. seitdem bereits zu vermehren begonnen hat.

Der größte Theil dieser Bevölkerung, etwa achthundert Köpfe, entfällt, wie nicht anders zu erwarten, auf Eagle City, oder, wie es hier der Kürze halber genannt wird, auf Eagle. Der Platz, das richtige, eben dem Boden entsprossene „Felsengebirgs-Nest" liegt, mit seinen hundertundfünfzig Bauliichkeiten in den ziemlich engen Pritchard Gulch zusammengepreßt, etwa vier Meilen oberhalb der Stelle, wo der Pritchard Creek in den Coeur-d'Alene-Fluß fällt. Die Hälfte dieser Bauliichkeiten sind Zelte, ein Viertel Log-Hütten (log cabins), der Rest gehört dem monumentaleren Geschlecht der regulären Bretter-Häuser an. Das Material zu diesen letzteren war bisher noch mit der Hand gesägt worden. Gerade jetzt hat man jedoch zwei Sägemühlen aufgestellt, und da die dichten Waldungen des Coeur d'Alene-Gebirges Holz in Fülle bieten, so wird die neue Stadt schnell emporwachsen; sie hat natürlich eine Ueberfülle von Bäckereien, Spielhöllen und noch schlimmeren Etablissements, besitzt auch bereits zwei Zeitungen: „The Nugget" (der Goldklumpen, das Goldkorn) und „The Eagle" (der Adler). Es ist nun seit Kurzem auch ein regelrechter Friedhof angelegt und zwar aus Veranlassung des Todes eines deutschen Landsmannes, Namens Oerter. Bis dahin hatte man die freiwillig und unfreiwillig Gestorbenen nahe zur Hand in den Schnee und ein wenig Erde verscharrt, wie und wo es sich eben machte. Oerter stammte angeblich aus Frankfurt am Main. Er war schon vor länger als einem Vierteljahrhundert nach Amerika und dem Westen gekommen, wo er eine richtige Minen-Ratte geworden war, die den Boden sämmtlicher pacifischer Gebiete, von Süd-California und Arizona an, nach dem „gelben Staub" durchwühlt hatte und nun hier im Norden von Idaho in der Mitte spielender, zechender und fluchender Kumpane sein Leben auf eben dem Boden liegend beschloß, von dem er fester wie von seiner Frankfurter Geburt überzeugt war, daß er in ihm endlich den letzten großen Glücksstreich führen würde. Als es zu seinem Begräbniß und zugleich zur Einweihung des neuen Orts-Friedhofs kam, brachten zwei der „boys" einen Faro-Tisch herbei, an dem der „Prediger" die Grabrede hielt. Und als der rohe Sarg versenkt worden, wurde in dem herumgereichten Hut des Todten eine Collekte zur Bezahlung des Mannes gehalten, der eben die erste officielle Leichenrede im Pritchard Gulch gehalten hatte.

John Pilarson.

Erzählung von L. von Stür.

Aus Nordost war der Sturm gekommen. Zuerst hatte er die See in langen Pausen getroffen, daß sie mit dumpfem Grollen aus ihrer Ruhe erwachte. Langsam hob und senkte sich der gewaltige Busen, und der Sturmvogel flog über ihn hin, daß die Spitzen der weißen Schwingen den Schaum streiften.

Der Himmel hing schwarz wie die Nacht über dem Wasser. In den Wolken grollte es und der erste Donner rollte langsam auf. In kürzerem Athem kam der Wind, hoch hob sich die See, daß die Kämme der Wogen zu Bergeshöhe anschwollen und mit furchtbarem Getöse an das Ufer anbrandeten. Für einen Augenblick ward es hell: im Zickzack fuhr der Blitzstrahl aus der Höhe herab und zeigte das majestätisch schöne Bild des im wildesten Aufruhr empörten Meeres unter einer schwarzen, schier greifbar dichten Wolkenmasse mit scharfen weißgeblichen Rändern. Und jetzt ein Donnerschlag, der selbst den Orkan übertönte — — —

Und zwischen diesen gewaltigen Stimmen der Elemente klang es plötzlich durch, ein, zwei, drei Mal, wie ein Schuß —

„Gott sei dem Schiffe gnädig!"

Aber die wackern Wangerooger gaben sich mit dem Stoßgebet allein nicht zufrieden. Alle Hände rührten sich, das schon bereit liegende Rettungsboot wurde in die kochende See geschoben, mit Allem versehen, was Nächstenliebe ersonnen, den armen Menschen dort „draußen" beizuspringen.

Dreimal stieß das kleine Fahrzeug ab, aber eben so oft warf es die Brandung zurück. Endlich beim vierten Mal kam es nicht wieder. Es suchte sich seinen furchtbaren Weg, um der gewaltigen Natur kostbare Menschenleben abzuringen.

Eine schwere, bange Stunde verstrich den am Strande Zurückgebliebenen. Der Sturm ließ etwas nach und der Regen floß in Strömen herab. Am Horizont nur zuckte hin und wieder der Blitz auf und langsam folgte der Donner nach. Aber die See ging so hoch wie vorher.

Plötzlich ein Jubelruf, ein Erlösungsschrei aus so mancher schwer gepreßten Brust! Das Rettungsboot erschien — es brachte ja den Gatten, den Vater oder den Sohn zurück!

Aber die Stirnen der Männer, die an Land stiegen, waren düster: ein einziges Menschenleben nur hatte ihr Todesmuth retten können, und selbst dies eine stimmte nur mitstimm. John Pilarson hatte ein menschliches Wesen auf einer Planke treiben sehen, schnell den Rettungsgürtel um sich geschlungen und dann sich in die wogende Fluth geschürzt. Dem Kühnen war es geglückt: er hatte ein halberstarrtes Weib in das Boot gebracht. Vergebens hatten die Männer sich weiter umgeschaut, von dem Schiffe war nichts zu sehen. Das war an den Klippen in Trümmer zerschellt, und wild trieben diese im Wasser umher. Es war die höchste Gefahr für das kleine Fahrzeug; wenn die Wogen einen Mast oder ein Stück des Bordes gegen dasselbe schleuderten, so mußte es zerbrechen oder kentern. Keine Hilfe war mehr zu leisten, und schweren Herzens wandten die Männer den Kiel dem Lande zu. —

John Pilarson stand, das gerettete Weib auf den nervigen Armen, an Land.

„Mein Sohn, Dank sei Gott, daß Du da bist!" tönte die Stimme einer Frau ihm entgegen.

„Komm heim, Mutter," gab er zurück, das Weib hier bedarf Eurer Pflege; es scheint nicht viel Leben mehr in ihr zu sein."

Sie schlugen den Weg vom Strande nach dem Dorfe zu ein. Der Mann eilte, daß er unter seiner Last keuchte und die alte Frau kaum zu folgen vermochte. Der Weg ging durch einen Föhrenwald; in den Bäumen rauschte der Wind. Das war der einzige Ton, den man hörte. Nach einer Viertelstunde war der Saum des Holzes erreicht; an demselben streckte sich das kleine Dorf hin. In eine der ersten Hütten trat John Pilarson ein. In dem großen, aber niedrigen Gemach brannte eine trübe Lampe, die die Geräthe nur verschwommen wie in der Dämmerung erkennen ließ.

Der Mann ging auf die Mitte der hinteren Wand zu, wo ein thurmartiges Bett aufgebaut stand.

„Jetzt, Mutter, beginnt Eure Pflicht," sagte er, das den Wellen entrissene Weib der Frau in den Arm legend. Dann schritt er hinaus in seine Kammer, todtmatt auf sein Lager sinkend. —

Am nächsten Morgen stand John an der Thüre des Zimmers, in das die Fremde geheitet worden. Er öffnete ein wenig und steckte den Kopf hinein. Dabei mußte er sich stark bücken, denn er war von außergewöhnlich großer Gestalt, die selbst unter den hoch und stark gewachsenen Männern des Friesenlandes auffiel.

„Wie geht es?" fragte er, mit der Hand nach dem Bette deutend.

Die Mutter erhob sich von dem Stuhle, auf dem sie die Nacht neben der Kranken wachend verbracht hatte.

„Komm herein," entgegnete sie leise, „sie schläft jetzt."

Der Mann kam, jedes Geräusch vermeidend, langsam näher.

Die gehäkelten Kattunvorhänge des Bettes waren zurückgeschlagen, und wie ein Bild friedlicher Ruhe lag ein junges Weib, kaum der Kindheit entwachsen, auf den weißen Linnen. Die Augen waren in sanftem Schlummer geschlossen, in ruhigen Zügen athmete die Brust. Das lange blonde Haar floß gelöst vom Scheitel herab, daß es die Hände der Schlafenden bedeckte. Der Strahl der Morgensonne lag auf den reichen Wellen dieses köstlichen Frauenschmuckes und verlieh ihnen einen wunderbaren Reiz.

John Pilarson stand vor dem Lager und sah wie im Traume auf das zarte Antlitz dieses Weibes. Noch nie hatten seine Augen solch Bild geschaut, nie hatte er geahnt, daß so viel Lieblichkeit in einer irdischen Frau oder Jungfrau wohnen könne. Waren die Märchen, die ihm die Mutter vor langen Jahren einst erzählt, von den wunderlieblichen Seejungfrauen doch wahr? Gab es solche Geschöpfe, schöner, tausendmal schöner als jedes friesische Mädchen? War solch ein Wesen heraufgestiegen aus der unendlichen Tiefe und lag nun hier vor ihm?

Aus den wirren Gedanken, die ihm den befangenen Sinn durchzogen, weckten ihn die Worte der Mutter: „Sie hat mir zuerst viel Noth und Sorge gemacht. Der kleine Körper war so erstarrt, daß er gar nicht warm werden wollte. Aber nun ist's gut; wenn sie aufwacht, ist sie gesund."

„Das arme Kind," meinte er, „so jung und doch schon so nahe dem Tode vorbeigegangen. Was mag sie nur auf das Schiff geführt haben?"

Die Mutter zog die Schultern in die Höhe; er schaute wieder auf das reizende Antlitz, das sich im Schlafe sanft zu röthen begann. Endlich riß er sich los.

„Ich will nach dem Strande," sagte er leise, „nachsehen, ob noch etwas zu bergen ist. Ich glaube, Mutter, es wäre gut, Ihr hielteet das Kind vorläufig hier im Hause, daß sie nicht hinab an die See geht."

„Du meinst wegen der Ertrunkenen?"

Er nickte. „Es wäre doch möglich, daß sie das Wasser schon heute an Land spülte, und der Anblick wäre doch nichts für das arme Ding."

John Pilarson ging. Während des Weges mußte er darauf denken, wie er vor wenigen Stunden auch hier gegangen war, ein von ihm selbst gerettetes Menschenkind im Arme tragend. Eine eigene Freude überkam ihn. Es war nicht das erste Mal, daß der starke Friese der See ein Leben abgerungen hatte und mit den Thränen des tiefsten Dankes belohnt worden war. Er hatte gewiß stets darüber eine stolze Freude empfunden. Aber so wie heute hatte ihm das Herz nie bei dem Gedanken in der Brust geschlagen: Du hast dies Weib gerettet — —

So kam er an den Strand. Es herrschte ein reges Leben dort. Die See hatte viel von dem zerschellten Schiffe an Land geworfen und die Schiffer waren eifrig mit dem Bergen bemüht. Auch John Pilarson legte mit Hand an.

Nach einer Weile fragte er einen jungen Friesen, mit dem er zusammen arbeitete:

„Nun, Frid Olan, habt Ihr noch nichts gefunden, was über das Schiff Auskunft giebt?"

„Wenig," entgegnete Frid, „das Ruder sah ich vorhin. Danach glaube ich, ist's in Dänemark gebaut."

„Habt Ihr von den Ertrunkenen schon welche am Strande?"

Frid Olan wies mit der Hand nach dem Walde zu.

„Dort oben haben wir sie hingelegt," sagte er, „und Edgard Wekerß ist dabei, um nach ihrem Herkommen zu forschen."

John Pilarson eilte nach dem Walde.

Dort standen mehrere Männer um die Todten, bemüht, das, was diese bei sich hatten, zu sammeln. Doch schienen die Ertrunkenen zu den Passagieren des Schiffes gehört zu haben, denn aus ihren Sachen ließ sich in keiner Weise auf das Schiff und dessen Bestimmung oder Namen schließen. Als John zu der Gruppe herantrat, rief ihm Edgard Wekerß zu:

„Du wirst uns helfen können. Du hast ja eine Frau gerettet. Was weiß die von dem Schiffe?"

„Die liegt noch krank im Hause," erwiderte John, „ich habe sie noch nicht sprechen hören."

Bei seinen Worten trat ein Herr an ihn heran, der offenbar fremd hier war. Er war von mittlerer Gestalt, die ihn unter diesen hohen Figuren fast klein erschienen ließ. Er trug eine städtische Kleidung, die eine vornehme Bildung hervorhob. Sein Antlitz, das auf zwanzig und einige Jahre deuten mochte, trug die Spuren geistiger angestrengter Thätigkeit. Ein schwarzer, langgekräuselter Bart umzog Wangen und Kinn. Dieser Mann bot dem Friesen die feine schmale Hand.

„Euch ist ein hohes Glück geworden," sagte er mit wohlklingender Stimme, „daß Ihr das einzige Menschenleben retten durftet, das die See verschonte. Ihr seid ein braver Mann, John Pilarson."

Der Angeredete schüttelte ihm treuherzig die Hand.

„Ich kenne mich selbst besser, Herr Professor," erwiderte er, „zumal da es ein so junges Weib ist, das ich aus dem Wasser zog. Es wäre hart gewesen, hätte das Kind so elend umkommen müssen."

„Sie ist zu Hause bei Euch, sagtet Ihr?"

„Die Mutter hat heute Nacht bei ihr gewacht. Als ich herging, schlief das arme Weib noch."

„Es wird ein trauriges Erwachen für sie sein," sagte der Fremde ernst, „wer kann wissen, was sie Alles mit diesem Schiffe verloren hat!"

„Kommt mit mir heim," hat ihn darauf der Friese, „das arme Ding wird wohl ein paar freundliche Worte nöthig haben. Und das könnt Ihr sicher besser sagen, als unsereiner."

Sie wandten sich ab und schritten quer durch den Wald dem Hause John Pilarsons zu.

Die alte Mutter trat ihnen entgegen, tadellos sauber von dem weißen Kopftuch an, der über dem glatt gescheiteten weißen Haar saß, bis herab zum bunten Zwickelstrumpf. Das Gesicht war voller Runzeln, aber aus jeder schien ein Stück Gutherzigkeit herauszuleuchten, und die blauen Augen unterstützten kräftig diesen Eindruck.

„Grüß Euch Gott, Herr Professor," sagte sie, ihm die Hand drückend, der die Alte während seines mehrwöchentlichen Aufenthaltes hier unter ihrem Dache fast lieb gewonnen hatte. „John hat Euch wohl erzählt, was ich für einen zweiten Gast wie noch in der Nacht in's Haus bekommen haben."

„Ich weiß, wie schön Euer Sohn sich benommen hat, so schön wie Ihr, die Ihr das arme Weib bei Euch aufgenommen und gepflegt habt."

„Wißt Ihr," entgegnete sie einfach, „das ist Christenpflicht hier am Strande. Was wir heute dem Einen thun, das verlangen wir vielleicht morgen für uns selbst vom Anderen."

„Schlaft das Kind noch?" unterbrach John Pilarson die Frau.

„Nein. Kommt Ihr mit herein, Herr Professor? Sie hat übrigens nicht so viel verloren wie man hätte vermuthen können. Sie ist ganz allein für sich auf dem Schiffe gewesen."

Die drei traten ein. Trotz der ernsten Lage und der aufrichtigen Theilnahme, die beide Männer für das junge Weib hatten, mußte doch ein Lächeln ihr Gesicht überziehen. Mutter in der Stube fand das Mädchen, die kleine ziersliche Figur bekleidet mit den Röcken Mutter Pilarsons, die viel zu lang und zu weit für sie waren. Selbst der friesische Haubenschmuck saß auf dem lieblichen Gesichtchen, und unter ihm quollen die schönen blonden Haare hervor. Sie fühlte, daß das Lächeln der Männer ihrem Aussehen galt, und wie Schutz suchend trat sie tief erröthend hinter die Frau. Doch schnell diese Verlegenheit überwindend, ging sie auf den Friesen zu, und seine Hand ergreifend, sprach sie mit Wärme:

„Ihr seid gewiß der Sohn dieser guten Frau. Ihr habt mir das Leben gerettet, indem Ihr das Eurige drum wagtet. Wie soll ich Euch danken?"

Ein Schimmer zufriedenen Glückes glitt über John Pilarsons Antlitz.

„Ihr seid mir keinen Dank schuldig," erwiderte er, „ich that mit Freuden, was ich that, wenngleich ich nicht wußte, welch liebliches Kind ich dem Leben wiedergewinnen würde. Und jetzt, da ich es weiß, freue ich mich doppelt, und ohne Bessinnen würde ich mich für Euch wieder in die See stürzen."

Der ganzen Gestalt dieses Mannes, den ungeschickt beredten Worten merkte man es an, daß das Gesagte aus seinem ehrlichen Herzen kam.

„Ich danke Euch," erwiderte das Mädchen innig, „doch hoffe ich, daß ich nicht zum zweiten Male in eine solche Gefahr wie die gestrige gerathen werde. Seitdem ich an dieß Stunden voll Angst und Qual denke, die ich auf dem Schiffe durchlebt, so schaudere ich noch jetzt."

Ihre Stimme wurde unsicher, und sie mußte mit Anstrengung ihre Thränen unterdrücken. Dann aber sagte sie;

„Es ist Unrecht von mir, daß ich mich noch gar nicht nach dem Schicksal meiner Reisegefährten erkundigt habe — — sind die Armen alle gerettet?"

John Pitarson sah zur Erde; er fühlte, daß die Antwort, die er geben mußte, dem jungen Weibe vor ihm schmerzlich werden müsse, und er hatte nicht den Muth, ihr den Schmerz zu bereiten. Der Fremde half ihm.

„Sie sind jetzt noch zu angegriffen, mein Fräulein,“ sagte er mit theilnahmvoller Stimme, „um ohne Nachtheil für Ihre Gesundheit alle Einzelheiten des Unglücks anhören zu dürfen. Verschieben wir also dies lieber auf eine spätere Zeit. Außerdem dürften wir in diesem Augenblicke selbst nicht in der Lage sein, genaue Auskunft über alle Personen geben zu können. Freuen wir uns lieber, daß Sie, Dank diesem braven Menschen, der Gefahr entrissen sind.“

Das Mädchen lächelte wehmüthig.

„Sie mögen Recht haben, doch schmerzt es mich, nichts über die Leute zu erfahren, die sich auf meiner Reise mir freundlich entgegenkommend gezeigt.“

Der Professor ergriff die Gelegenheit, das Gespräch auf eine weniger das Gemüth des Mädchens erregende Bahn zu lenken. „Ihr Schiff kam von Dänemark?“ fragte er.

„Wir fuhren von Kopenhagen aus und wollten über Liverpool nach Süd-Amerika.“

„Nach Süd-Amerika?“ entgegnete der Professor, „so wollten also auch Sie dorthin?“

„Ja, mein Bruder ist dort drüben Kaufmann. Unsere Eltern sind todt, und ich lebte bei einer älteren Dame, deren Pflege in der Krankheit ich übernommen hatte. Vor einigen Monaten starb sie, und ich stand allein in der großen Stadt. Da schrieb mir mein Bruder, ich solle zu ihm kommen. Damit ist es nun freilich, wenigstens für die nächste Zeit, vorbei, und zum zweiten Male stehe ich mittel- und heimathlos in der Welt.“

„Sagt das nicht, mein Kind,“ unterbrach sie freundlich die Frau. „Wenig nur können wir Euch bieten, aber unser Haus sei Eure Heimath, so lange es Euch gefällt.“

Ein dankbarer Blick aus den Augen ihres Sohnes glitt über die Sprecherin.

Der Professor reichte dem Mädchen die Hand.

„Wenn auch diese Backeren sicher das erste Anrecht haben, Ihnen helfen zu dürfen, so bitte ich doch, lassen Sie auch mich versuchen, Ihnen in Ihrer jetzigen Lage beistehen zu können.“

Es leuchtete hell und freundlich in ihren Augen, als sie erwiderte:

„So habe ich jetzt mehr Menschen, die mir gütig gesinnt sind, als ich es gestern hatte. Beinahe müßte ich also mein Unglück ein Glück nennen.“

(Schluß folgt.)

Ein deutsches Bürgerkind.

Nachdruck verboten.
Uebersetzungsrecht vorbehalten.

Novelle von Johanna Collma.

(Fortsetzung.)

Als der Amtsrath allein war, fuhr er sich gedankenvoll in seinen weißen Bart, er war nicht mit sich selbst zufrieden und mußte sich sagen, daß er eine gründliche Niederlage erlitten.

Man war vom Tische aufgestanden und Hohenhof, der in den letzten Tagen sehr wortkarg geworden, wollte sich eben wieder mit einer stummen Verbeugung verabschieden, als Graf Feodor auf ihn zutrat.

„Sie haben doch nichts dagegen,“ sprach er ihn an, „wenn ich mir im Laufe des Nachmittags den von Ihnen bisher zur Hand gefahrenen Rappen satteln lasse?“

„Nein, in Ihrem eigenen Interesse würde ich Ihnen aber anrathen, davon Abstand zu nehmen.“

„Ich habe bereits vom Onkel gehört, daß Sie mir sehr wenig zutrauen, lieber Herr,“ entgegnete der Graf hochmüthig, „lassen Sie es jedoch durchaus meine Sorge sein, wie ich mit dem Pferde fertig werde, vorausgesetzt, daß Sie sonst nichts dagegen haben.“

Eine dunkle Wolke lagerte sich auf Hohenhofs Stirn, er wollte etwas gereizt erwidern, besann sich jedoch eines Anderen, ein ironisches Lächeln zuckte um seine Lippen: „Ich habe nichts dagegen,“ sagte er sich verbeugend und ging.

„Dieser Inspector ist ein impertinenter Mensch,“ meinte die Gräfin, als sie später mit ihrer Schwester auf der Terrasse vor dem Gartensalon saß, „er giebt sich ein Air, welches ihm nicht zukommt, er verkennt ganz und gar seine Stellung, ich begreife nicht, wie es Dein Mann zugiebt, daß er sich drei eigene Pferde halten darf?“

„Hohenhof besitzt eigenes Vermögen, liebe Leonie, sein Gut ist fast größer als das unsere, er kann sich deshalb einen derartigen Luxus schon gestatten.“

„Bei alledem bleibt er doch immer der bezahlte Diener Eures Hauses.“

Maria war zu den beiden Damen herausgetreten; sie sah etwas erregt aus.

„Wo bleibt Feodor, liebe Kleine?“ fragte sie die Gräfin, „hast Du ihn nicht gesehen?“

„Er war in die Ställe hinüber gegangen, um sich den Rappen satteln zu lassen, ich hörte ihn vorhin fortgaloppiren. August erzählte mir, daß das Pferd beim Aufsteigen kaum zu halten gewesen wäre.“

„Wenn es nur kein Unglück giebt,“ seufzte die Amtsräthin ahnungsvoll.

„Unsinn,“ entgegnete die Gräfin wegwerfend, „Feodor hat schon andere Pferde geritten. Es wäre mir zwar lieber gewesen, er hätte sich in die dumme Pferdegeschichte erst nicht eingelassen, nach den Aeußerungen des anmaßenden Inspectors mußte er jedoch diesem Menschen zeigen, was er darauf giebt.“

Maria zählte zerstreut die Stiche an ihrer Stickerei, ab und zu davon aufsehend, sandte sie ihren Blick nach der Fahrstraße hinunter.

„Ich glaube, dort kommt Feodor,“ versetzte sie, die Arbeit ganz bei Seite legend, „er sagte mir, daß er über das Vorwerk reiten wolle und hier zurückkommen werde — mein Gott, das Pferd ist ihm durchgegangen!“

Sie war aufgesprungen, die Amtsräthin stand zitternd ihr zur Seite, und die dunklen Augen der Gräfin waren ebenfalls starr auf die aufwirbelnde Staubwolke gerichtet.

Nach und nach traten die Umrisse eines Reiters deutlicher hervor, er hatte die Kopfbedeckung verloren, seine Füße waren aus den Steigbügeln geglitten, und während die eine Hand noch den Zügel erfaßt hielt, hatte sich die andere in die Mähne des Pferdes eingegraben; diese schief im Sattel hängende Gestalt war durchaus keine ritterliche Figur mehr! Mit aufgeblähten Nüstern, den Schaum vor dem Gebiß stehend, kam der Rappe daher gesprengt. Sei es nun, daß der Graf in der kaum denkbaren Hoffnung, nach Herr der Situation zu werden, den Zügel durch einen Ruck mehr angezogen hatte, oder das Pferd vor sonst etwas scheute, es machte, sich bäumend, einen unberechneten Seitensprung. Ein Schrei ertönte von der Terrasse — das Pferd jagte reiterlos dem Schlosse zu.

VII.

Der Sturz vom Pferde war für Graf Feodor noch glücklich abgelaufen. Er war mit der Stirn gegen einen Baumstamm geschlagen, und der starke Blutverlust hatte ihm etwas Wundfieber verursacht, der herbeigerufene Arzt erklärte jedoch die Wunde für durchaus ungefährlich, desgleichen eine Verstauchung des Fußgelenks. Letzteres war jedoch seinen Bewegungen hinderlich, er mußte sich in durchaus liegender Stellung verhalten, da jedoch die Sache auch hier einen günstigen Verlauf nahm, konnte er schon nach wenigen Tagen, auf einen Stock gestützt, wieder im Familienkreise erscheinen. Er scherzte über sein Unglück und ließ sich die Aufmerksamkeit, mit der Mutter und Tante für seine Bequemlichkeit sorgten, sehr gerne

Das Schloß Schwarzburg und seine Umgegend. (Text siehe Seite 655.)

gefallen. Maria war zurückhaltender, die Nothwendigkeit mußte mehr an sie herantreten, bevor sie ihm ihre kleinen Dienstleistungen gewährte. Die Gräfin hingegen schien es gerne zu sehen, wenn sie um den Patienten beschäftigt war, sie ließ es nicht an Aufmunterungen hierzu fehlen.

„Kind, möchtest Du nicht Feodor noch ein Kissen unter den Arm schieben, ich glaube er ruht schlecht;" oder: „die Decke ist von Feodors Knie gesunken, ziehe sie ihm etwas herauf, damit keine Zugluft an den Fuß kommt." So und ähnlich lautete es wohl des Tages zehnmal.

Im Anfang hatte Maria immer nur hocherröthend dem Wunsche Folge gegeben, mit der Zeit sich aber daran gewöhnt, und eine gewisse Vertraulichkeit hatte sich dadurch zwischen den beiden jungen Leuten eingefunden. Was Feodor anfangs nur mit Zurückhaltung angeboten wurde, das nahm er bald von selbst in Anspruch.

Der Arzt hatte ihm erlaubt, kürzere Promenaden durch den Garten zu unternehmen, es wäre dies mit Hülfe des Stockes ganz gut allein gegangen, trotzdem bat er Maria, ihm noch ihren Arm zu leihen.

So langsam auf und abgehend, wandelten sie in den schattigen Gängen dahin, und es gab ein gar trauliches Bild ab, die blühende Mädchenerscheinung als Stütze neben dem anscheinend leidenden jungen Manne einhergehen zu sehen. Ein Uneingeweihter konnte sie nur für ein Brautpaar halten, hauptsächlich wenn sich Feodor bei seiner Rede zu ihr herabbeugte, und dabei nicht selten mit seinem Gesicht ihre blonden Locken berührte.

Bei einer Biegung des Weges aufblickend sah Maria Hohenhof ihnen entgegen kommen, und ohne sich Rechenschaft darüber geben zu können, fühlte sie eine eigenthümliche Beklemmung, sie hätte etwas darum gegeben von dem Arme Feodors befreit zu sein. Doch als ob es dieser vorausgesehen, lagen auf einmal, als sie den ihren zurückziehen wollte, seine Finger mit so schwerem Druck auf ihrem Handgelenk, daß es sie fast schmerzte. Hohenhof stutzte ebenfalls und machte sogar einen Augenblick Miene, ihnen auszuweichen. Wie ein Schatten flog es über seine Augen, dann kehrte die Farbe in seine vorübergehend erblaßten Wangen zurück, und mit kaltem Gruß schritt er an dem Paare vorüber.

Der Graf blieb ihm nachsehend stehen. „Wie findest Du wieder dieses Benehmen des Herrn Hohenhof?" fragte er Maria. „Er hat überhaupt noch mit keinem Wort des Unglücksfalls gegen mich erwähnt, er thut als ob er gar nicht wüßte, daß ich mir irgend einen Schaden zugezogen hätte."

Maria lächelte verwirrt, Hohenhof war seit einiger Zeit so fremd zu ihr, daß sie ebenfalls nicht mehr wagte, in der alten vertraulichen Weise mit ihm zu verkehren. „Du meinst, er sollte sich bei Dir entschuldigen, daß seine Voraussicht eingetroffen ist und daß Dich sein Pferd abgeworfen hat?"

Sie hatte halb im Scherz, halb im Ernst gesprochen, dabei war es ihr gelungen sich von Feodor frei zu machen, und einige Schritte von ihm fortretend, gelang es ihm nicht wieder, sich ihres Armes zu bemächtigen.

Einige Tage später war die Heilung des Fußes so weit vorgeschritten, daß ihn der Arzt gänzlich seiner Kur entließ.

Der Amtsrath gratulirte ihm, daß er noch einmal mit heiler Haut davon gekommen.

„Natürlich setze ich voraus, daß Du in Zukunft solche dumme Streiche unterläßt," fügte er hinzu.

„Wenn Du damit meinst, lieber Onkel, daß ich den Rappen nicht mehr reiten werde, so bist Du im Irrthum," entgegnete der Graf; „ich habe bereits gestern Herrn Hohenhof erklärt, daß ich in diesen Tagen das Pferd wieder satteln ließe, aber in meiner Gegenwart, damit der Gurt, fester angezogen, nicht wieder rutscht; ich will doch sehen, ob ich die Bestie nicht klein bekomme und wenn sie unter mir zusammenbricht!"

„Oho," meinte der Amtsrath, „auf jeden Fall ist Dem vorgebeugt, den Rappen wirst Du nicht wieder reiten."

„Wie soll ich dies verstehen, lieber Onkel? Ich kann Dich versichern, daß mir bei diesem zweitenRitt nicht ein Haar gekrümmt werden wird."

„Für Deine Haut zu sorgen ist Deine Sache, es giebt jedoch auch Leute, welche um ihre Pferde besorgt sind."

„Du meinst Hohenhof? Ich würde es mir doch sehr ausbitten, wenn er mir diese Art von Revanche versagen wollte."

Der Amtsrath lachte kurz auf. „Danke Gott, daß er klüger ist als Du — zum Halsbrechen kommst Du immer noch zurecht, in Neuhof wird es nicht geschehen. Hohenhof hat heut Morgen seine Rappen mit dem Kutscher für einige Zeit nach Tharnau hinübergeschickt, ich habe dies eben, als ich in den Ställen die Pferde vermißte, erfahren und kann diese Anordnung jetzt nur gut heißen."

„Das hat der Herr gewagt!" brauste der Graf auf.

„Ruhig Blut, Herr Neveu!" Der Amtsrath legte ihm die Hand auf den Arm und maß ihn mit ernsten Augen. „Ich wünsche, daß uns aus dieser Anordnung keinerlei Mißhelligkeiten entstehen. Du wirst meinem Wunsche nachkommen — hörst Du!" Der Ton seiner Stimme klang bestimmt, fast drohend. — „Was soll's?" wandte er sich an einen eben eintretenden Diener.

„Herr Friedländer nebst Fräulein Tochter wünschen ihre Aufwartung zu machen," meldete dieser.

„Wird uns sehr angenehm sein; führe die Herrschaften nach dem Salon."

„Komm," sagte er dann, den Arm Feodors nehmend, „laß uns den Besuch den Damen ankündigen und — sei vernünftig, lieber Junge, es ist so am besten."

Graf Feodor sah ein, daß er klug handle, wenn er gute Miene zum bösen Spiel mache.

Der Amtsrath hatte kaum Zeit gefunden, die Damen auf den Besuch vorzubereiten, als dieser auch schon eintrat.

Herr Friedländer war ein kleiner, untersetzter Herr mit sehr beweglichen Manieren, dem man den stolzen Geldmann auf den ersten Blick ansah. Fräulein Rosa machte mit ihrer kleinen, mehr als mageren Figur gegenwärtig eine sehr unbedeutende Erscheinung aus; ihr Gesichtchen war noch das reine Kindergesicht, versprach jedoch, wenn erst die Knospe zur Entfaltung gekommen, wenn auch nicht gerade schön, so doch ganz angenehm zu werden. Sich fast ängstlich an den Arm ihres Vaters festhaltend, sprach sie, nachdem ihr neben Maria ein Platz angewiesen, fast gar nicht, als jedoch erst einmal das Eis gebrochen, wollte ihr kleiner Mund nicht mehr stille stehen. Zum Ergötzen des Amtsraths, welchem die verblüffte Miene seiner Schwägerin nicht entging, sprach sie mit der größten Lebhaftigkeit über den ganzen Tisch hinweg.

Graf Feodor fühlte sich davon belustigt, er ging und setzte sich an ihre Seite. Augenblicklich verstummend, blickte sie ihn mit ihren großen Augen scheu von der Seite an; nachdem jedoch einige Ermunterungen seinerseits stattgefunden, wurde sie wieder lebhaft.

„Sie sind aus R.!" rief sie erfreut, „wie ist das schön, wenn ich im nächsten Winter meinen Onkel dort besuche, finde ich schon Bekannte."

Die Gräfin hatte ihrem Sohne wiederholt Blicke zugeworfen, welche dieser jedoch nicht verstehen wollte.

„Jedenfalls, gnädiges Fräulein, werde ich nicht verabsäumen, bei meiner Rückkehr nach der Garnison bei Ihrem Herrn Onkel meine Aufwartung zu machen," sagte er artig.

„Wie, Sie kennen meinen Onkel noch gar nicht?"

„Doch, gnädiges Fräulein, wir sind jedoch bisher nur in öffentlichem Local zusammen getroffen; hätte ich schon früher die Ehre Ihrer Bekanntschaft genossen, ich würde nicht verfehlt haben, schon lange meine Aufwartung bei ihm zu machen."

Die Sprache des Grafen war nicht frei von Ironie, dennoch nahm das kleine Fräulein Alles, was er sagte, für baare Münze. Sie sprang bedauernd auf, als ihr Vater sich

erhoben hatte, um sich zu empfehlen. Mit der größten Freimüthigkeit bot sie dem Grafen ihre Hand dar.

Die Amtsräthin und Maria forderten sie lächelnd auf, diesen ersten Besuch recht bald zu wiederholen. Als sie sich jedoch an die Gräfin wandte, hatte diese nur einen stummen Gruß für sie, die kleine, magere Kinderhand mußte sich unberührt zurückziehen.

Der Amtsrath und Feodor waren mit bis an den Wagen gegangen, sie kamen Beide, anscheinend in heiterer Laune, zurück.

„Das kleine Fräulein," meinte der Erstere, „hat Feodor förmlich das Wort abgenommen, daß er ihren Onkel Friedländer nicht zu besuchen verspricht."

„Dieser Herr Friedländer ist Ihr Nachbar geworden," warf die Gräfin hin, „wenn ich neulich recht gehört, hat er bis vor Kurzem in irgend einer Provinzialstadt eine Branntweindestillation sein Eigen genannt."

„Liebe Mama, sein Bruder hat auch von der Pike auf angefangen," entgegnete Feodor, „heut zählt er sein Vermögen nach Millionen."

„Diese Menschensorte denkt aber auch, daß mit Geld Alles gleich zu machen ist," versetzte die Gräfin wegwerfend, „mir ekelt vor derartiger Berührung."

Der Amtsrath erhob den Kopf, in seinen dunklen Augen lag ein eigenthümlicher Ausdruck, halb Zurechtweisung, halb Belustigung. „Sie hätten hundert Jahre früher geboren werden sollen, liebe Schwägerin," sagte er langsam. „Ich betrachte Herrn Friedländer nicht als den schlimmsten Zuwachs, den wir erhalten, der äußere Schliff, welcher ihm noch dort und da mangelt, den wird er bald angenommen haben, wir macht er einen ganz intelligenten Eindruck! — Nun und was sein Töchterchen anbelangt, Feodor, das wäre etwas für Dich, sie ist sein einziges Kind, ein sogenanntes Goldfischchen. Ich weiß nicht ob es Wahrheit oder Dichtung ist, man erzählt sich, daß er, als er die Verlobungsnachricht von der Tochter eines seiner Geschäftsfreunde mit einem Baron erfahren, geäußert haben soll: Laß es gut sein, Rosa, Du kannst noch einen Grafen bekommen."

Graf Feodor lachte gezwungen, die Gräfin aber sah mit finster gezogenen Brauen nach ihm hinüber.

VIII.

„Die Nacht ist keines Menschen Freund." Wenn jedoch die volle Scheibe des Mondes an dem ätherklaren Himmel steht, so daß das Licht der flimmernden Sterne fast ganz zurücktritt, wenn die unbemerkt niederschlagende Feuchtigkeit in der warmen und reinen Luft die Vegetation neu aufleben läßt, dann ist kein Grund mehr vorhanden, das Sprichwort aufrecht zu erhalten.

Still und friedlich lag die Wohnung des Gärtners da, ein hübsches einstöckiges Häuschen, dessen Mauern hinter dichtem Weinlaub versteckt lagen. Die kleinen innen mit weißen Rouleaux verhängten Fenster glitzerten im Mondlicht. Oben auf den Firsten des tief herabhängenden Daches promenirte eine schwarze Katze, ihre auf Raub ausgehenden leuchtenden Augen waren auf das dunkle Gebüsch gerichtet. Zierlich und langsam setzte sie ihre Pfoten von einem Flachwerk auf das andere und hatte dann mit einem Sprunge die Erde erreicht. Aufhorchend blieb sie stehen, in dem duftend vor ihr liegenden Levkojenbeet quikte ein Mäuschen — ein Satz und sie war verschwunden.

Das Rasseln einer Kette läßt sich vernehmen, die Töne kommen aus einer seitwärts, kaum zehn Schritte von dem Hause gelegenen Hundehütte. Nero liegt, den Kopf auf die Vorderpfoten gestreckt, halb außerhalb derselben. Er knurrt, vielleicht träumt er, daß Ami, das Stubenhündchen, in unerreichbarer Nähe von ihm, die letzten Fleischreste von einem Knochen abnagt. Doch nein, jetzt hebt er den Kopf, Nero ist ein getreuer Wächter, das Knurren wird lauter, er kommt ganz aus der Hütte, und aufspringend, als ob er die Kette zerreißen wolle, bellt er laut.

„Kusch dich, Nero!" Eine unterdrückte Stimme hat es ihm zugeruffen, und schweifwedelnd verstummt er, aber seine funkelnden Augen bleiben auf einen bestimmten Punkt gerichtet.

Und dort von dem Schatten des Gebüsches zeichnet sich etwas Bewegliches ab. Den geraden, von dem Licht des Mondes taghell erleuchteten Kiesweg vermeidend kommt eine Gestalt daher gehuscht.

„Kusch dich, Nero!" ertönt es noch einmal. Ein harter Gegenstand fliegt in das Innere der Hundehütte. Nero kriecht sofort hinein und verzehrt mit Wohlbehagen den ihm nicht von Ami streitig gemachten Knochen.

Nero hat den Leckerbissen aufgezehrt und schläft, laute schnarchende Töne kommen aus seiner Lagerstätte, sonst ist Alles ruhig. Leise und behutsam wird ein Fenster im Giebel des Hauses geöffnet, ein schlanker Oberkörper biegt sich vor.

„Bist!" Es war nur dieser eine Laut hörbar gewesen. Das Fenster wird sofort wieder geschlossen, nur kurze Zeit, und das knarrende Geräusch, wie wenn ein Schlüssel langsam im Schloß herum gedreht wird, tönt in die Nacht hinaus. Eine weibliche Gestalt kommt in fliegender Eile um die Ecke des Hauses herum.

Nero bellt kurz auf, bald aber schmiegt er sich schweifwedelnd an die Falten ihres Kleides, und eine kleine Hand streicht liebkosend seinen großen Kopf.

„Kusch dich, gleich kusch dich!" lispelt eine leise Stimme, und das treue Thier kriecht gehorsam in die Hütte zurück.

„Toni, meine Toni, endlich kommst Du!" Zwei Arme umschlingen das junge Mädchen und ziehen es auf die Bank in der dunklen Epheulaube hernieder.

„Ich konnte nicht früher kommen, Feodor," entgegnete sie, und das Stocken ihres Athems zeigt die Angst ihres Herzens. — „Mein Gott, der Vater!" Sie schmiegt sich ängstlich an ihn.

Im Erdgeschoß ist ein Fenster geräuschvoll aufgestoßen worden. „Es ist Alles still," sagt eine tiefe Stimme, „ich weiß nicht, was der Hund hat, er bellte doch eben wieder, und ich dächte, vorhin hätte er auch schon einmal angeschlagen. — Babette, Du hast doch nicht wieder den Schlüssel in der Hausthür stecken lassen?"

„Mein Gott, Wilhelm, was Du für eine Angst hast," antwortet eine andere, wahrscheinlich aus dem Bette kommende Stimme, „komm und lege Dich schlafen, Du verstörst einem die ganze Nacht. Wer sollte bei uns stehlen, große Schätze haben wir nicht."

„Es ist aber doch der Ordnung halber, die Gelegenheit ist immer verführerisch, Du weißt, daß der neue Gehilfe gern des Nachts ausfliegt."

„Was geht das Dich an; wenn er am Tage seine Arbeit macht, so laß ihn laufen, wohin er will."

Das Fenster wurde geschlossen und aufathmend erhob Toni das Köpfchen.

„Großer Gott, es wird Licht in der Schlafstube," rief sie aber schon im nächsten Augenblick, — „der Vater geht in's Haus, wenn er die Hausthür schließt, wenn er uns überhaupt findet!" Sie zitterte an allen Gliedern.

„Ruhig, Geliebte, vor der Hand sind wir geborgen, auf Dich hat er auch am allerwenigsten Verdacht."

Sie konnten die Hausthür nicht sehen, diese lag auf einer anderen Seite des Gebäudes, sie hörten jedoch bald darauf, wie ein Schlüssel im Schloß herumgedreht und abgezogen wurde.

Aengstlich lauschten Beide in die Nacht hinaus, es blieb Alles still. Das vor einer Weile geöffnete Fenster im Erdgeschoß hatte sich wieder auf einige Augenblicke von innen erhellt, dann wurde das Licht ausgelöscht, wahrscheinlich war der Gärtner wieder zu Ruhe gegangen.

Toni barg in unterdrücktem Schluchzen ihr Gesicht in den Händen.

„Aber, Toni, nimm die Sache doch nicht ernster, als sie ist," tröstete er sie, „die Nacht ist förmlich lauwarm, erkälten

kannst Du Dich nicht. Das Haus wird Morgens zeitig geöffnet, und es wird sich dann wohl ein unbewachter Augenblick geben, wo Du hinein gelangen kannst."

„Ich schlafe mit meinen jüngeren Geschwistern zusammen, wenn eins der Kinder aufwacht und ich nicht da bin," klagte sie.

„Das sind die reinen Selbstquälereien," erwiderte er etwas ungeduldig. „Kinder haben in der Regel einen gesunden Schlaf und unterbrechen denselben selten. — Ich habe mich so sehr auf dieses ungestörte Beisammensein gefreut, denn, Geliebte, Dein Vater bewacht Dich wie ein wahrer Cerberus; wir haben uns bisher nie länger als eine halbe Stunde genießen können."

Toni schlang beide Arme um seinen Hals. „Liebst Du mich denn wirklich, Feodor, Du, der Du doch mit so viel großen und feinen Damen zusammen kommst?"

„Und von Allen, Allen habe ich mir Dich, mein süßes Lieb, ausgesucht."

„Und Fräulein Maria, was wird sie dazu sagen?" forschte sie weiter. „Du kannst glauben, ich bin manchmal ganz eifersüchtig, wenn ich Dich mit ihr so vertraulich in den Gängen spazieren gehen sehe."

„Dann geht es Dir ebenso wie mir, mein lieber Schatz, wenn ich Dich in der Gesellschaft des jungen Lehrers hier in der Epheulaube weiß. Der Mensch ist mir überhaupt widerwärtig, und könnte ich es mir, offen gestanden, nicht erklären, wenn sich meine feine und zarte Toni diesen Tölpel zum Herzensauserwählten angeschafft hätte."

Sie schloß ihm mit einem Kuß den Mund. So in ihrem Geplauder fortfahrend und Luftschlösser bauend, war die Nacht vergangen. Noch stand der Mond am Himmel, aber im Osten begann doch schon der Tag zu grauen.

„Hörtest Du nicht jetzt auch die Gartenpforte aufgehen?" fragte Toni, sich den Armen des Grafen entwindend.

„Du wirst Dich getäuscht haben," entgegnete der Graf aufhorchend.

Da knickte aber schon ein dürres Reis. „Ruhig, Nero," rief es mit kaum hörbarem Laut. Der Hund blieb liegen und schlug nur als Zeichen, daß er den Ankommenden erkannt, ein paar Mal mit dem Schweif auf den Boden der Hütte auf. Aus dem Gebüsch hervorkommend, lief eine männliche Gestalt hinter das Haus herum.

„Ich habe ihn erkannt, es war der Gehilfe," sagte Toni.

„Horch, er hat seinen Weg durch das Fenster genommen," fügte der Graf hinzu, „das Weinspalier knarrte. — Doch sieh, wie die Morgenröthe schon aufsteigt, die Sonne wird bald aufgehen."

Toni richtete sich erschrocken auf. „Du mußt gehen, Feodor, nicht mehr lange und im Schlosse steht die Dienerschaft auf, man könnte Dich dann zurückkommen sehen."

„Was schadete dies, ich kann doch eine Morgenpromenade machen."

„Nein, Feodor, geh," drängte sie, „thue es meinetwegen, man konnte Verdacht schöpfen. Du weißt, so lange Du mich nicht öffentlich als Deine Braut anerkennen kannst, muß die Sache geheim bleiben."

Sie sah nicht, wie es bei diesen ihren Worten halb mitleidig, halb ironisch um seine Lippen zuckte.

„Du hast Recht, mein Liebling," sagte er, sich zärtlich zu ihr niederbeugend, „laß uns scheiden — wann sehen wir uns wieder?"

„Ich werde Dir Nachricht geben," lispelte sie unter seinen Küssen.

So lange es geht, sieht sie seiner verschwindenden Gestalt von der Laube aus nach, dann verbirgt sie sich hinter einem dichten Fliederbusch; sie kann von diesem Standpunkte aus die Hausthür im Auge behalten. Ihr Vater stand früh auf und es konnte nicht mehr lange währen, bis er herausträt und sich, wie gewöhnlich, nach dem Wetter umsah. Die Hausthür blieb dann in der Regel offen stehen, und sie hoffte, unbemerkt zu ihren noch schlafenden Geschwistern hinauf gelangen zu können.

Jetzt hörte sie Geräusch am Schloß, aber nicht, wie sie es bei ihrem Vater gewöhnt, weithin tönend und laut schnappte der Riegel zurück, ganz leise that sich vielmehr ein Thürflügel auf und der mit der Nachthaube bedeckte Kopf ihrer Mutter wurde sichtbar.

„Toni, komm schnell!" rief sie ängstlich, ohne die Tochter jedoch zu erblicken.

Einen Moment zögerte das junge Mädchen, dem Ruf zu folgen, dann aber sprang sie mit raschem Entschluß vor und war an der Gärtnerin vorbei die Treppe hinaufgeeilt.

„Ging nicht die Hausthür auf? Da hast sie wohl aufgeschlossen, Babette?" fragte der Gärtner die wieder Eintretende; er setzte sich eben das schwarze Sammetkäppchen auf seinen kahlen, von einem Kranz weißer Haare umrandeten Scheitel.

„Du wirst noch am hellen Tage träumen, Wilhelm," antwortete sie mit abgewandtem Gesicht, „ich habe die Magd geweckt, — doch Du kannst doch nicht ganz falsch gehört haben, im Vorbeigehen habe ich geklinkt, ob die Hausthür zu war."

Der Frühstückstisch stand gedeckt, die braune Kaffeekanne dampfte und fünf rothbäckige Blondköpfe konnten es kaum erwarten, bis ihnen von Toni das Frühstücksbrot zugetheilt wurde. Letzterer sah man die durchwachte Nacht nicht an, ihr rosiges Gesichtchen war so frisch wie immer. Das volle, hellbraune Haar war in wohlgeordneten Zöpfen um den kleinen Kopf gelegt, wohlgefällig lächelnd glitt der Blick ihres Vaters zu ihr hinüber.

„Du bist ja heut zeitig aufgestanden, Kind," sagte er, „sieht Du, so gefällst Du mir, wenn Du fix und fertig angezogen am Kaffeetisch erscheinst. Die häßliche Haube, welche Du Dir in letzter Zeit immer auf die verwirrten Haare gesetzt, die kommt Dir nicht zu, sahst mir immer wie das Kammerkätzchen von der Frau Gräfin oben im Schlosse aus, und mit Gottes Hilfe sollst Du mir niemals zu einem so unnöthigen Menschenkind herabsinken."

„Wilhelm, was sind das wieder für Reden," schmollte seine Ehehälfte, „Du vergißt ganz, daß Du auch mir damit zu nahe trittst. — Du hast etwas von Deinem Herrn Amtsrath profitirt, der hat auch mitunter eine böse Zunge."

„Nun nun, Alte, so schlimm ist es bei uns Beiden nicht gemeint." Er ergriff ihre widerstrebende Hand. „Schaden könnte es zwar auch nichts, wenn Du Deine grauen Haare mit einer ehrbaren Haube bedecktest, anstatt den Scheitel mit diesem ewig schief sitzenden, zerknitterten, kleinen Mutterteller zu verunzieren, Dein liebes runzeliges Gesicht würde mir dann viel besser gefallen."

„Du bist und bleibst doch ewig grob, Wilhelm, mir das vor den Kindern zu sagen. Wo soll dann der Respect herkommen?"

„Den weißt Du Dir mit Deiner Zunge nach immer zu verschaffen, Alte," scherzte er; „aber sei schon gut, Deine Tochter soll auch keinen so groben Gärtner zum Manne bekommen, dafür darf sie aber auch niemals Kammerkätzchen werden, ich habe ein Haar darin gefunden."

„Der Vater wird mit jedem Tage unangenehmer," meinte Frau Babette, sie stand am Spiegel und zupfte die zerdrückten Rüschen ihres koketten Häubchens mit den Fingerspitzen etwas auf.

(Fortsetzung folgt.)

Todfeinde in der Wildniß.

(Mit Illustration.)

Panther und Leopard sind, nach dem Löwen und Tiger, die gefährlichsten Raubthiere der heißen Zonen; in Afrika, wie in Südasien und Amerika machen sie sich durch die Verheerungen bemerkbar, welche sie unter den Heerden der Ansiedler anrichten, ebenso wie sie die wehrlosen Thiere der Wildniß, namentlich Antilopen, Bicunnas, wilde Schafe und Ziegen, aber auch kleinere Thiere: Affen und Vögel 2c. massenhaft vertilgen.

Der Leopard, ein schönes, geschmeidiges Thier, welches in zoologischen Gärten durch seine Gestalt und durch sein katzenhaft schmeichelndes Wesen stets die Aufmerksamkeit der Beschauer auf sich zieht, liebt in

der Wildniß vor Allem bergige, mit Buschwerk bestandene Gegenden, wo er sich gut verbergen und auf die Lauer legen kann. Er wirft sich mit jäher Gewalt plötzlich auf seine Opfer, erklettert mit größter Leichtigkeit und Schnelligkeit die höchsten Gipfel der Bäume und weiß sich so listig im dichten Geäst und Gezweig zu verbergen, daß selbst Vögel von ihm überrascht werden.

Indeß ist er auch nicht minder den Ansiedelungen der Farbigen und Weißen gefährlich; er bricht durch feste Umzäunungen oder überspringt solche mit vollen Sätzen und überfällt selbst unverhältnißmäßig größere Thiere: Pferde und Rinder. Es ereignet sich auch, daß Frauen und Kinder seine Beute werden.

Oft umkreist er Nachts die Ansiedelungen in weiten Bogen mit grellem Geheul und läßt sich von der allmäligen Annäherung selbst nicht durch das Gebell der Wachthunde abschrecken. Will er in eine wilde Büffelheerde einbrechen, so hält er sich am Rande eines Gehölzes oder auf einer buschigen Erhöhung versteckt und springt dem ersten besten Büffel behend auf den Nacken, in welchen er sich so fest einbeißt, daß das riesige Thier selten abzuschütteln vermag und mit durchbissenem Nacken unter ihm sterbend zusammenbricht, oft erst nach langem grauenhaften Ritt.

findet, sein Jagdmesser zu ziehen, mit seinen Zähnen und Tatzen auf entsetzliche Weise dessen Gesicht. Alles dies war das Werk weniger Augenblicke. Bevor noch der zuerst Angegriffene sich erheben und seine Flinte ergreifen konnte, waren drei Zweite und das Thier im Handgemenge eine bedeutende Anhöhe hinabgerollt, wo sie den Kampf unausgesetzt fortsetzten. In einem Augenblicke hatte er die Flinte wieder geladen, und stürzte sich auf den Leopardon zur Befreiung seines Freundes. Aber es war zu spät. Das wütende Thier hatte ihm auf entsetzliche Weise den Bauch aufgeschlitzt und die Kehle zerrissen; wenige Augenblicke später gab der Unglückliche unter den furchtbarsten Qualen den Geist auf, und sein selbst schwer verwundeter Freund hatte nur den traurigen Trost, dem erschöpften Thiere, das durch die zahlreichen, ihm von dem sterbenden Jäger mit dessen Messer beigebrachten Wunden sich bereits verblutete, den Garaus zu machen.

Ein anderes ähnliches, aber weniger trauriges Ereigniß trug sich unter unseren Augen zu. Wir verfolgten eines Tages auf der Jagd einen Leopardon, der seit einiger Zeit nächtlicherweile um unsere Wohnung streifte. Wir waren unserer acht Jäger. Schon verfolgten wir das Thier seit einer halben Stunde, als wir es auf einen dichte-

Ein Kampf zwischen Leopard und Büffel. (Seite 652.)

Wird er von Menschen gejagt, so klettert er auf einen Baum und verbirgt sich, sieht und hört aber Alles, und wehe dem Jäger, der diesem Baum zu nahe kommt; voll Wuth stürzt sich der Leopard sofort auf ihn herab und zerfleischt ihn in wenigen Momenten, wenn ihn auch selbst dann die Kugeln anderer Jäger treffen.

Zwei in meiner Nachbarschaft lebende, als tüchtige Waidmänner bekannte Pächter, die von der Antilopenjagd zurückkehrten, stießen in einer, kaum eine englische Meile von uns entfernten Gebirgsschlucht auf einen Leopardon, und machten sich augenblicklich zu seiner Verfolgung auf. Der Leopard suchte ihnen anfangs zu entweichen, indem er einen Absturz erkletterte; allein beinahe von den Jägern eingeschlossen, und bereits von einer Kugel getroffen, wendete er sich plötzlich zurück, und stürzte sich mit einer Wuth, die diesem Thiere, wenn es sich auf's Aeußerste gebracht sieht, eigen ist, auf den Jäger, der ihn verwundet hatte, riß ihn vom Pferde, brachte ihm einen schrecklichen Biß an der Schulter bei, und zerriß ihm zu gleicher Zeit auf entsetzliche Weise mit seinen Tatzen das Gesicht. Beim Anblicke der Gefahr, welcher sein Gefährte ausgesetzt war, steigt alsbald der andere Jäger ab und giebt Feuer auf das wüthende Thier; allein, sei es, daß er zu hastig war, sei es, daß er seinen Freund zu verwunden fürchtete — er trifft unglücklicherweise den Leopardon nicht. Alsbald verläßt dieser seinen zu Boden gerissenen Feind, stürzt sich mit einem ungeheuren Sprung auf den, der soeben auf ihn gefeuert, wirft ihn mit einer furchtbaren Schnelligkeit zu Boden, und verstümmelt, ehe nur der Unglückliche Zeit laubten Baum springen und plötzlich vor unseren Blicken verschwinden sahen. Wir stellten uns um den Baum umher auf, um unsererseits Feuer geben zu können, sobald wir den Ast entdeckt hätten, auf welchem das Thier seine Zuflucht gefunden. Einer unserer Gefährten jedoch, der zum ersten Male diese Jagd beiwohnte und die Ehre haben wollte, dem Thiere den Todesstreich zu versetzen, ging unklugerweise auf den Baum zu, und ehe noch unser Geschrei die Gefahr abwenden konnte, die ihm drohte, war der Leopard vom Baume herabgestürzt, und beide wälzten sich mit einander auf dem Boden. Unser unglücklicher Genosse stieß ein herzzerreißendes Geschrei aus; wir sahen die schreckliche Lage unseres Freundes und fürchteten, wenn wir auf den Leopardon schössen, ihn zu treffen. Indessen eilte einer unserer Gefährten ihm zu Hilfe, und es gelang ihm, sein Pistol in solcher Nähe auf das Thier abzuschießen, daß es beinahe unmöglich war, es zu verfehlen. Aber es war auch mehr als Zeit! Die Kugel traf das Thier in den Kopf, und der arme Jäger vermochte sich von ihm loszureißen; allein er hatte eine tiefe Wunde, und das Thier hatte ihm mit seinen Tatzen beinahe gänzlich die Haut vom Kopfe gerissen. Es war ein furchtbarer Anblick. Der Wundarzt bräuchte ihn seiner Kräfte, er fiel bewußtlos nieder, und wir mußten ihn auf einer Tragbahre in seine Wohnung bringen. Seine Wunden waren zum Glücke nicht tödtlich; indessen hielten sie ihn drei Monate im Bette, und noch lange Zeit nachher trug er tiefe Narben im Gesichte, als traurige Zeugnisse der Gefahren, denen er bei diesem Zusammentreffen ausgesetzt gewesen war.

Schlesische Chronik.

Ein bevorstehendes Jubiläum. Der durch seine mathematischen Lehrbücher in ganz Deutschland bekannte treffliche Prorector am Elisabeth-Gymnasium zu Breslau, Professor Dr. Kambly, dessen Portrait und Biographie in Nr. 7 vorigen Jahrgangs des „Hausfreund" und „Breslauer Sonntagblatt" (Schottlaenders Verlag) mitgetheilt worden ist, wird zu Michaelis dieses Jahres sein fünfzigjähriges Lehrer-Jubiläum feiern und zugleich in den wohlverdienten Ruhestand treten. Ein Comitee von ehemaligen Schülern des Jubilars, bestehend aus den Herren: Bürgermeister Dickhuth, Oberbürgermeister Friedensburg, Geh. Regierungsrath Dr. Glauer, Commissionsrath J. Hainauer, Oberlandesgerichtsrath Elsner und Director des Elisabetan Dr. Paech, richtet behufs Ermöglichung der Vorbereitung einer entsprechenden Feier an die ehemaligen Schüler des Elisabetans die Bitte um Mittheilung ihrer Adressen an einen der genannten Herren. Wir geben dieser Bitte hiermit weitere Verbreitung.

Beuthen. Herr Professor Dr. Schulte, bisher Oberlehrer am Realgymnasium in Neisse, ist als Director am hiesigen Gymnasium bestätigt worden.

Liegnitz. Es liegt die Absicht vor, hier eine „Heilanstalt für arme Augenkranke aus Nieder-Schlesien" zu gründen. In dem Aufruf, welchen eine Anzahl namhafter Persönlichkeiten erließen, wird u. a. Folgendes bemerkt: „Nach der Volkszählung vom December 1880 gab es in Schlesien 3377 Blinde, darunter 1350 = 40 Procent, welche durch Vernachlässigung erblindet waren. Diese große Zahl und das hieraus entspringende Elend zu vermindern, liegt gewiß in dem Wunsche aller Menschenfreunde. Jede Augenheilanstalt aber, welche den Armen unter den Augenkranken (erfahrungsmäßig die Mehrzahl) rasche und ausreichende Hilfe gewährt, ist im Stande, die Blindenzahl herabzusetzen. In unserer Provinz existirt seit 1851 der Schlesische Verein zur Heilung armer Augenkranker in Breslau, seit vier Jahren ein ähnlicher Verein in Gleiwitz, während Nieder-Schlesien bisher einer Heilanstalt entbehrt. Die Ueberführung der Kranken nach Breslau ist aber häufig mit Schwierigkeiten, stets mit Kosten verknüpft, oder hat durch Zeitverlust (bei Verletzungen 2c.) nachtheilige Folgen, so daß die Begründung einer Anstalt in Liegnitz höchst wünschenswerth erscheint und voraussichtlich einer großen Anzahl von Leidenden Hilfe, der Gesammtheit durch Ersparung von Unterstützungskosten Nutzen bringen würde. Zur Aufbringung der Mittel für gedachte Anstalt wird beabsichtigt, einen Verein zu gründen, dessen Mitglieder (Magistrate, Kreisverwaltungen, Krankenkassen, Fabrik- und Gutsbesitzer, sowie Private) jährliche Beiträge zahlen. — Hierfür wird den Mitgliedern der dem Verein angehörenden Verbände und Kassen, sowie den Arbeitern und Dienstboten der Vereinsmitglieder freie Behandlung und event. Verpflegung zugesichert.

Schreibendorf, Kreis Strehlen. Schon mehrmals ist an dieser Stelle über die alte Kirche hierselbst nnd deren Abbruch berichtet worden. Noch dürften manchem Leser einige Mittheilungen über das Auffinden von zwei Kupfersärgen von Interesse sein. Am. 25. April v. J. wurde bei dem Graben des Grundes zur neuen Kirche ein gut erhaltener Kupfersarg von etwa 3 Fuß Länge in einem von Ziegeln gemauerten Grabe unter der früheren Sacristei entdeckt. Derselbe ist uneröffnet den noch lebenden Verwandten übermittelt worden. Der halbrunde Deckel trug in goldenen Buchstaben folgende Inschrift: „Im 1615 jahre Nach Christi geburt, Ist im Herren selig entschlaffen, vnd mit tode vorblichen. Des Edlen Ehrenuesten Herren Gotfridt von Stosch vnd Jonsdorff auf ober vnd nieder Schreibersdorff geliebtes Töchterlein Jungfraw Helena Geborne Stoschin, Ihres alters 40 wochen 1 Tag 5 stunden, welche allhir begraben ligt, Derer Seelen gott genade." — An dem Kopfstück des Untersarges war das Wappen mit der Inschrift: „H. G. S. 1615" angebracht, während an den Seiten: „CHRISTVS IST MEI LEBEN. STERBEN IST MEI GEWIN" zu lesen war. — Einige Wochen vorher war ein großer Kupfersarg, welcher dem Museum schlesischer Alterthümer in Breslau überwiesen wurde, an das Tageslicht gebracht worden. Bei der Oeffnung desselben zeigte sich ein schwarzer Holzsarg mit unleserlichen Inschriften. In diesem stand auf Kalk noch ein Holzsarg (ohne Deckel), in welchem das Skelett lag. Von Inschriften (meist Bibelsprüche), theils in Goldschrift, theils in Kupferplatten eingehauen, war der Sarg förmlich übersäet. Den Untersarg zierten vier Wappen. Am Kopfstück stand die Inschrift: „A. G. L. ME. E. E. E. L. V. S. E. S. Hans von Tschirnin 1619 während eine Platte die Jahreszahl 1618 trug. Die Aufschrift derselben lautete: „GEHE EIN MEIN VOLCK IN DEINE KAMMER SCHLIEVS DIE TIRE HINTER DIR ZV VORBIRGE DICH EINE KLEINE ZEIT BIS DER GOTTESZORN VORVBER GEHET. ∾ 1618. I. A. F. ∾." (Mitgetheilt vom Lehrer C. Schuster.)

Zoologie des Riesengebirges. Nachdem Dr. J. Partsch (Professor der Erdkunde in Breslau) vor einigen Jahren das Riesengebirge in geologischer Beziehung durchforscht und an den verschiedensten Stellen daselbst die Spuren ehemaliger Vergletscherung entdeckt hat, beabsichtigt Dr. Otto Zacharias demnächst eine auf längere Dauer berechnete zoologische Expedition in dasselbe orographische Gebiet vorzunehmen, um die in den moorigen Lachen und Tümpeln des Hochgebirges lebenden niederen Thiere (Turbellarien, Rotatorien und Anneliden) zu erforschen. Zu gleicher Zeit wird der genannte Zoolog sein Augenmerk auf die Fauna der beiden Gebirgsseen richten, welche jedem Besucher des Riesengebirges unter dem Namen des Großen und des Kleinen Teiches bekannt sind. Es ist anzunehmen, daß sich in diesen abgelegenen Wasserbecken besonders interessante Formen niederer Thiere vorfinden werden. Die Expedition wird auf Kosten des Riesengebirgsvereins ausgeführt.

Ein alter Kaufvertrag aus dem Schöppenbuche der Gemeinde Märzdorf, Kreis Münsterberg, lautet wie folgt: Im Nahmen der Heyligen Dreyfaltigkeit. Ist untern gesetzten dato Ein beständig Kräfftig und unwiederruffslicher Kauf abgehandelt beschlossen und Vollzogen worden. Ich unterschriebene Verkauffe mit Zuziehung meines Erbethenen Hr. Curatore die in meinem Dorffe Mertzdorff sogenente Kretscham Stelle mit der dabey befindlichen Wohnung und Garthen; und den darin befindlichen Acker wie auch zwei Wiese Flecken, den Ehrbahren Georg Schaffnern, Kutscher vor halt auf einer gewiße Kauff Summa benentlich Vier und Viertzig Thaler Schl. an bahren Gelde, solcher Gestalt, daß diese Summa bey Consirmirung des Kauffes von Kauffern ohne einigen Abgang vollig entrichtet werden sollte, über dieser aber zinßet jährlich Kauffer, vor Acker Lohn und alles zwey Thaler, zwey alte und zwey junge Hyner, Ein halb schock Eyer, Spinnet ein Stück werkenes und zwey Stück flecksenes Garn bekommet davon von jeder Stück zwey sgl. Lohn verrichtet das Bothschafft gehen, und erhält vor jeder Meile zu gehen einen sgl. in der Erndte gehet er mit einer Persohn zu hofe bekommet die Kost und täglich einen Sgl. Lohn, gehet Graß und Grummet hauen, vier Tage, vor das Lohn, der andere Inwohner verrichtet auch die gemeine Arbeit, wie sie die andre Unterthanen zu Verrichten schuldig, imgleichen ist er die Wache gleich andern schuldig, und giebt vor jeder Kuhe Futter Lohn Acht sgl. vom Schweine Zwey sgl. Eine Kalbe aber gehet frey, hingegen ist er Ziegen und Gänße zu halten nicht befuget, das Weib gehet Vier tage Flachs räthen, und Zwey tage Flachs rauffen, und drey tage Flachs brechen, im übrigen ist Steuer und Soldaten Gelder zu geben nicht Verbunden, außer wenn die Reihe an ihm Kombt, ist er stück vor stück zu Vergeben schuldig, wie nun Kauffer in der Sommerung mit einer Persohn auch Verbunden ist, diese Arbeit täglich vor das Lohn wie andere Einwohner es erheben zu Verrichten.

Datum Mertzdorff den 221 Februar 1707.

Louise von Nimbtschen Gebohrene
von Sebottendorffen.

(Mitgetheilt vom Lehrer C. Schuster in Schreibendorf.)

Spargel-Cultur. Man schreibt dem „Oberschl. Anz.": Der Besitzer des Rittergutes Gaschowitz, Kreis Rybnik, Herr W. Spatzier, hat einen Versuch mit circa 1 Hektar Spargel auf Sandboden, wo die Kiefer nur spärlich gedieh, gemacht und ist der Versuch ein vollständig gelungener. Derselbe hat sich mehrfach von der Güte des Products überzeugt. — Nunmehr soll die Anlage auf 5 Hektar erweitert werden. Dieser Versuch ist umsomehr der Nachahmung zu empfehlen, da der Spargel, einmal gepflanzt, jährlich eine geringe Arbeit beansprucht. Gleiche, wenn nicht noch günstigere Resultate mit der Spargel-Cultur sind von Herrn Oberamtmann Sobtzick in dem nahen Brzezie ebenfalls auf sehr leichtem Boden erzielt worden und finden die vorzüglich zarten Spargel, die den dem Kenner gewiß wohlbekannten Braunschweigischen Spargelstengeln an Qualität, Stärke und dünner Schale gleichkommen, die allgemeinste Anerkennung.

Aus Heimath und Fremde.

In Thüringens Bergen. (Mit Illustration.) Das Thüringer Wald-Gebirge, schlechthin „Thüringer Wald" genannt, gehört zu den schönsten und interessantesten Partien unseres deutschen Vaterlandes. Wir würden den Bewohnern anderer Gebirge Deutschlands sehr unrecht thun, wenn wir die landläufige Rede von der Biederkeit der Thüringer so auffassen wollten, als ob damit ein besonderer Vorzug der Letzteren den Bewohnern anderer deutscher Gebirge gegenüber ausgesprochen sein sollte. Der Thüringer hat seine Vorzüge, wie die Anderen auch, er weiß aber auch seine Interessen den Anforderungen der Umstände gemäß wahrzunehmen, und der Bewohner des Riesengebirges, oder Erzgebirges, des Siebengebirges, oder Spessarts, oder Schwarzwaldes ist genau so bieder und anspruchslos als der Bewohner des Thüringer Waldes. Das will also heißen, daß sich mit dem Thüringer gut leben läßt und daß der Tourist, wenn er in den Bergen des Thüringer Waldes umhersteigt, überall eine zuvorkommende Aufnahme findet und in den Preisen der Lebensbedürfnisse nicht übervortheilt wird.

Wohin sollen wir zuerst unsere Schritte wenden? Das ganze Gebirge ist so reizvoll, mögen wir emporsteigen aus den Thälern der Werra oder Rodach und Wipper, der Ilm oder Schwarza, Saale oder Gera 2c. Wer genügend Zeit hat, durchwandert das Ganze, wie es der „Rennsteig" vom Reußischen bis zum Eisenachschen überbrückt. Der

Gebirgskamm ist stellenweise so schmal und scharf, daß man von der Höhe nach beiden Seiten in die lieblichen, romantischen und fruchtbaren Thäler hinabschauen kann. Die Nordostseite ist schroffer abfallend, mit kurzen, engen, wilden Thälern und malerischen Felspartien, die Südwestseite dacht sich sanfter ab und hat weitere, lieblichere Thalbildungen. Herrliche Laub- und würzige Nadelwälder giebt es überall. Hie und da ist das Klima etwas rauh und für den Anbau der Menschen ungeeignet, aber für den Wanderer gleich angenehm. Die höchsten Punkte: den Beerberg, den Inselberg, den Schneekopf muß jeder Tourist besuchen. — Besonders schöne Wildnisse und Wanderpartien bieten auch die Schwarzburgischen Lande, möge man nun von Arnstadt oder Sondershausen, oder Rudolstadt, oder Schwarzburg, oder Frankenhausen aus wandern. Die Hainleite, den Kyffhäuser, die goldene Aue, Paulinzell, Seebergen, Arnstadt und Schloß Schwarzburgs Umgebungen kenne Jeder kennen. Wer das alte Stammschloß des Hauses Schwarzburg besucht, besteige den Trippstein, von wo aus sich eine ganz herrliche Rundschau darbietet.

An der Bai von Sidney. (Mit Illustration.) Wer unser kleines Bild, die Darstellung einer stillen Ecke der Bai anschaut, ahnt nicht, welch' ein bunthewegtes Leben sich in dem Hafen der Hauptstadt dieser Colonie, Port Jackson, entfaltet und welch' einen großartigen Aufschwung die Hauptstadt in den letzten 10—15 Jahren gewonnen hat. Neu-Süd-Wales und Colonie Süd-Australien mit Port Adelaide wetteifern mit einander um die Siegespalme. Beide sind für das Inland und für Europa von höchster Bedeutung, sowohl für die Einfuhr von Auswanderung, wie für die wahrhaft großartige Ausfuhr der großen Exportartikel, die für jetzt noch meist von landwirthschaftlicher Natur sind: Wolle, Leder, Fleisch, Holz ꝛc. Die Stadt Sidney breitet sich malerisch vom Gestade der Bai auf aus und hat ganz europäische Einrichtungen. Es läßt sich daselbst sehr gut unter englischer Verwaltung leben und der Gewerbsmann, wie der Landwirth und Viehzüchter kann von dort aus sein Glück in dem frisch aufstrebenden Erdteile suchen, der für Europa von Jahr zu Jahr einen rapid zunehmenden Werth erhält.

Allerlei Nützliches.

Um Kellerasseln los zu werden, nimmt man eine gläserne Flasche, schüttet in dieselbe eine kleine Menge Weingeist (oder Liqueur), schwenkt die Flasche so herum, daß die inneren Wände und der Hals derselben befeuchtet werden, und legt sie auf den Kellerboden, daß die Oeffnung den Erdboden berührt, so werden in einigen Tagen Hunderte dieses lästigen Ungeziefers angelockt werden und in Folge der Betäubung in der Flasche bleiben. Wiederholt man dieses Verfahren nach Füllung der Flasche noch einige Male, so ist eine Reinigung des Kellers zu erzielen.

Gegen Bremsen und andere Stechfliegen, welche im heißen Sommer die Zugthiere oft schwer belästigen und ganz wild machen, die Weidescafe nach geringen Verletzungen förmlich anfressen (wie sich die Schafe ausdrücken) und in die Wunden ihre Eier legen, so daß die Würmer darin wachsen, ist die Carbolsalbe ein ganz vorzügliches Mittel. In den englischen Colonien haben sich die Carbolseifen ganz vortrefflich zur Abwehr gegen die so lästigen Moskitos (eine kleine Art von Schnaken, welche in zahllosser Menge Menschen und Thiere quälen) bewährt. Eine kleine Menge der weichen Carbolseife an den Bauch der Pferde eingerieben, vertreibt durch ihren starken Geruch dieses lästige Ungeziefer. Ebenso genügt nur wenig von dem Mittel in Wunden der Schafe gebracht, um die Bremsen abzuhalten, die Würmer zu tödten und die Wunden zum Heilen zu bringen.

Zur Bekämpfung der Baumschmarotzer. Es ist von großer Wichtigkeit, Bäume, sobald sie dürr geworden, so schnell als möglich wegzuräumen, vor der Wegschaffung aber sorgfältig die zerspringene Rinde, das Moos und die Flechten abzukratzen und zu verbrennen, und dasselbe Verfahren beim Ausschneiden dürrer, mit geborstener Rinde behafteter Aeste anzuwenden. Hierdurch würde der Verbreitung schädlicher Insekten wirksam entgegengetreten werden. Denn die geborstene alte Rinde ist es, in deren verborgenen Schlupfwinkeln die Insekten Brut überwintert, um im Frühjahr bei eintretender Wärme und dem Beginne des Triebes hervorzutreten und über die neugebildeten Pflanzentheile herzufallen.

Mäusevertilgung. Es wird hierzu von sachverständiger Seite der kohlensaure Baryt dringend empfohlen. Die Mäuse nahmen davon bereitete Pillen gern und gingen daran in wenigen Stunden zu Grunde. Nach mehreren Versuchen hat sich folgende Vorschrift zur Darstellung der Pillen am besten bewährt:

Gefällter kohlensaurer Baryt . . .	5 Gr.
Zucker	1 „
Brod	20 „

ohne oder mit etwas Wasser zu einer gleichmäßigen Masse geknetet und 100 Pillen daraus gemacht. Diese letzteren werden dann außen mit Wasser etwas angefeuchtet und in Mehl geworfen, so daß die Oberfläche mit Mehl überzogen wird. Zu bemerken ist: 1. der kohlensaure Baryt darf nicht natürliches Mineral (Witherit), sondern es muß gefällter kohlensaurer Baryt sein. 2. das Brod darf nicht sauer und soll nicht zu frisch sein. In letzterem Fall kann sich Baryt lösen und den Pillen einen Geschmack ertheilen, in letzterem Fall werden die Pillen zu hart, was nicht geschieht, wenn man älteres Brod, das sich aber noch kneten läßt, verwendet.

Ueberzug der Petroleum- und Oel-Fußböden. Um Petroleum- und Oelfußböden dauernd und billig zu überstreichen, benutzt man folgende Mischung: Zu gelöschtem, frischem, dickflüssigem Kalk nehme man feingestoßenes Salz — auf ein Pfd. Kalk $^1/_5$ bis $^1/_4$ Pfd. Salz — und mache daraus durch Zugießen von heißem Wasser eine breiige Masse. Mit dieser bestreiche man die Böden und lasse sie dann trocknen. Andere Farbenmischungen sind durch Zusatz passender Erdfarben zu erzielen. Dieser Anstrich empfiehlt sich auch sehr für Bretterzäune und überhaupt für jedes Holzwerk; mit demselben versehen, ist dasselbe dauernd in Wind und Wetter.

Haarbürsten zu säubern. Zum Auswaschen unreiner Haarbürsten bediene man sich niemals der Seife. Man nehme etwas Soda, löse ihn in warmem Wasser auf und lege die Bürsten mit den Borsten nach unten hinein, so daß das Wasser nur die letzteren bedeckt. Sie werden sehr bald weiß und rein werden. Man bürstet dann auf einem Stück rauher Leinwand einige Secunden lang und läßt sie dann mit abwärts gekehrten Borsten in freier Luft trocknen.

Schlesischer Geschichtskalender.

(Nach Mittheilungen des Pastor **Bornemann** in Prausnitz.)

Den 6. Juli 1552. Großer Brand zu Lüben, 140 Häuser.
1567. Zu Friedeberg a. O. reißt eine Ueberschwemmung des Queis 14 Häuser mit sich fort.
1637. Der schwedische General Baner läßt Schwiebus ausplündern.
1643. Mittelwalde im Glätzischen wird von den Schweden ganz niedergebrannt.
Den 7. Juli 1507. Die große Glocke zu St. Elisabeth in Breslau vom Meister Georg Milden gegossen.
1633. Die Wallenstein'schen Dragoner in Löwenberg.
1755. Erster Wollmarkt zu Grünberg.
1813. Großer Brand zu Schweidnitz.
Den 8. Juli 1180. Gründung der Stadt Primkenau durch Herzog Primislaw I.
1634. Die Schweden in Löwenberg.
1695. Die polnische (evangelische) Kirche zu Oblau wird von den Katholischen verlegelt.
1769. Parchwitz fast ganz ein Raub der Flammen.
1454. Stadt Cosel brennt ab.
1524. Großer Brand zu Glatz.
1634. Der kaiserliche Kroaten-Oberst Coscky läßt Greiffenberg an 3 Orten anzünden.
1639. Die schwedischen Truppen plündern Grünberg ganz aus.
1646. Kaiser Ferdinand III. verkauft das Fürstenthum Sagan an Wenzel Eusebius Fürst von Lobkowitz für 80,000 Gulden.
1746. Großer Brand zu Tarnowitz, 85 Häuser.
1748. Stadt Auras brennt ab.
Den 10. Juli 1399. Jobten erhält vom König Wenzel die Stadtgerechtigkeit.
1517. Herzog Kasimir zu Teschen verkauft das Fürstenthum Plesz an Alexander Turjow, Freiherr von Bethlem Fabos, einen Ungarn.
1530. Kaiser Karl V. ertheilt d. St. Breslau auf dem Reichstage zu Augsburg ein neues vermehrtes Stadtwappen und bestätigt alle ihre Freiheiten und Rechte.
1673. Grundlegung der Jesuitenkirche zur heiligen Dreifaltigkeit zu Oppeln.
Den 11. Juli 979. Erbauung einer Kirche zu Oels, Johannes dem Täufer geweihet.
1095. Bretislav, Herzog von Böhmen, erbaut das feste Schloß Camenz (Cameneck), welches Herzog Heinrich I. Barbatus 1232 in ein Kloster verwandelt.
1606. Gottesberg wird von Kaiser Rudolph II. für eine freie Bergstadt erklärt.
1626. Die Dänen und Mansfelder unter Herzog Joh. Ernst von Weimar in Winzig.
1689. Große Wasserfluth in Goldberg.
1751. Einweihung der reformirten Kirche zu Groß-Glogau.
Den 12. Juli 1653. Der kaiserl. Landeshauptmann von Fermentout beschickt den Glogauischen Landständen, 164 im Fürstenthum Glogau liegende Kirchen laut Westphälischen Friedensschlusses den Katholischen zu restituiren.
1783. Schwimmende Bäder in Breslau errichtet von Prätorius.
Den 13. Juli 1534. Die neue Thurmspitze zu St. Elisabeth in Breslau aufgesetzt.
1808. Neue Städte-Ordnung wird in Breslau eingeführt.
1818. Einweihung des katholischen Bürgerhospitals zu St. Anna in Breslau.

Allerlei Heitres.

Die Krankheit Moribundus. Karl Braun-Wiesbaden erzählt folgende Anekdote: „In einem Orte in Kurhessen existirte ein Hospital, das von einem ehemaligen Militär schlecht und recht geleitet wurde. Der Mann war nicht gerade ein Schriftgelehrter, aber ein sorgfältiger und redlicher Verwalter. Nachdem das Land 1866 preußisch geworden war, erschien ein Commissar aus Berlin und fand Alles in bester Ordnung. Haben Sie viele Todesfälle? fragte er den Alten. — „Danke der Nachfrage, mit den Todesfällen geht's noch. Freilich kommt viel auf die Krankheit an, die auf den Zetteln steht, mit welchen die Kranken eingeliefert werden. Indessen gelingt es doch, die Menschen zuweilen am Leben zu erhalten, bei allen Krankheiten, mit Ausnahme einer einzigen. Die heißt nämlich „Moribundus". Wenn diese Krankheit auf dem Zettel steht, dann ist dem Manne niemals zu helfen, dann stirbt er, wir mögen machen was wir wollen." — Die Aerzte schrieben nämlich bei unheilbaren Krankheiten auf den Ablieferungsschein das lateinische Wort: Moribundus (im Sterben begriffen), und der alte Director, der der Sprache Ciceros ganz unkundig war, hatte geglaubt, dieses Wort bedeute, ähnlich wie bei Cholera morbus, irgend eine sehr gefährliche Krankheit.

Eine bewährte Schönheit. Großvater: „Wie, lieber Junge, in die Schauspielerin Gleisebreit bist Du verschossen?" — Junger Mann: „Bis über die Ohren. Hast Du was gegen sie?" — Großvater: „O behüte, ich bin ja eben so heiß in sie verliebt gewesen, als ich in Deinem Alter war."

Die Verblüfften. Bei einer großen Hochzeit ist das Brautpaar im Begriff, sich zu entfernen, als der jüngere Bruder, der bis dahin sich an den Herrlichkeiten des Hochzeitmahles delectirt hatte, an ein Glas klopft und Folgendes redet: „Meine Herrschaften, da uns eben das junge Paar verlassen will, so will ich mich kurz fassen, ich bitte Sie, Alle Ihr Glas zu fassen, sich zu erheben und . . . . . nachzusehen, ob vielleicht Jemand von Ihnen auf meinem neuen Cylinder sitzt."

Eine sonderbare Geschäftsempfehlung befindet sich an einem Hause zu Bridgewater in England. Das Häuschen wird von Vater und Sohn zugleich bewohnt, Ersterer ist Schmied, Letzterer Barbier. „Burneß und Sohn, Schmiede- und Barbiergeschäfte aller Art; hier werden Pferde beschlagen und der Bart geputzt, große Schlösser ausgebessert und Haare gekräuselt, Zähne ausgerissen und Pferde und Menschen zu Ader gelassen und dergleichen Hufschmieds- und Barbiersachen mehr. Dabei alle Sorten geistiger Getränke und Liqueurs. Meine Frau hält eine Schule, unterrichtet im Lesen, Schreiben und fremden Sprachen und hat überdem Gehilfen und Gehilfinnen für Mathematik und Putz- und Modearbeit."

Rücken oder Schneide. Der Pastor sitzt mit seinem Freund, dem Förster, im Wirthshaus. Letzterer läßt sich eine Wurst geben, die er mit dem Freund theilen will. Er schneidet die Wurst auseinander, hält sie sammt dem Teller unter den Tisch und fragt: „Rück' oder Schneid'?" Als er den Teller aber wieder auf den Tisch bringt, war er leer. Feldmann, des Försters Hund, hatte unter dem Tisch inzwischen die Wurst aufgefressen.

Räthsel.

I.

D(n) oc/Schiff T (n n / n mit dm / n n)

Aſt = End G(n) G(L) still/S Rett(ig)

& m Greis: marsch hinein (H f / Boot n / a e)

II.

Logogryph von Gustav Haller.

Ich bin ein kleines Vogelei,
Gleichviel, aus welchem Nest es sei;
Doch tritt ein Zeichenwechsel ein,
Muß ich die Frucht des Baumes sein,
Der dann Dir zu Gesicht gekommen,
Wenn du dies Zeichen fortgenommen.

III.

R F / E W R / E U T(d) S(m) Euschen Monsieur Z

Auflösung der Räthsel in Nr. 40.

1. Ero — Hero.

2. des Rösselsprungs:

Die Macht, die tief im Herzen wohnet,
Der Seele heiligstes Gefühl,
Die im Gemach der Fürsten thronet
Und Platz sich schafft im Volksgewühl;
Die auf des Lebens Dornenwegen
Die reichsten aller Freuden streut,
Und die mit ihrem Himmelssegen
Taglätglich unser Glück erneut,
Das ist der herrlichste der Triebe:
Die Liebe! die Liebe! die Liebe!

3. Brustbild.

Correspondenz und Fragenbeantwortung.

L. Eccius. Emanuel Geibel schwärmte in jungen Jahren für Heinrich Heine, in späteren Jahren für Paul Heyse, namentlich wegen dessen graziöser Novellistik; aber sowohl Geibel wie Heine hatten stets Abneigung gegen Carl Gutzkow. Diese Abneigung scheint indeß rein persönlicher Art gewesen zu sein. Die literarische Production Gutzkows war im Ganzen bedeutender wie die Heines und Geibels.

R. Bffr. Wir wollen Ihnen dieses alte Mittel gegen Augenschwäche mittheilen, halten aber dafür, daß dieser Mischmasch zum Theil auf ärztlicher Quacksalberei aus der Rococozeit beruht. Also: Man koche guten alten Rheinwein, Rosenwasser und Wegebreitwasser, von jedem 9 NLoth, mit 3 Gramm präparirter Tutia und 1 Gramm Myrrhen bis auf die Hälfte ein; thue darauf 1/4 Gr. Kampher in ein leinenes Säckchen, lasse dies einige Augenblicke mit aufsieden, und seihe die Flüssigkeit dann, ohne sie jedoch auszupressen, durch ein reines Tuch. Damit bestreicht man nun Morgens und Abends vor dem Schlafengehen die Augen.

Fr. Mtz. Mit speciellen Erdbeer-Culturen befassen sich sehr zahlreiche deutsche Gärtner, unter Anderen: G. Goschke senior in Cöthen, Paul Rothe in Naunhof, G. L. Sorbagen in Delitzsch (bei Leipzig).

N. Königsberger in Ober-Glogau. Gern erfüllen wir Ihren Wunsch durch die Mittheilung, daß Sie bereit seien, milde Gaben für die Greisin Susanna Weigel dort anzunehmen und daß der „Oberschlesische Anzeiger" in Ratibor erscheint. Wir begreifen nur nicht, weshalb Jemand von auswärts, der der alten Frau eine Freude bereiten will, nicht direct an diese oder ihre Angehörigen soll senden können, da wir und der „Oberschlesische Anzeiger" die genaue Adresse derselben mitgetheilt haben.

G. S—bitz. „Die ersten Autoren aller Nationen" — das ist eine leere Phrase, wie Sie sich jederzeit auch durch die Anschauung überzeugen können.

Herm. O. in L. Sie werden Ihre Frage in einer der nächsten Nummern unter „Nützliches" beantwortet finden, jedenfalls noch vor der Samenreife der Kartoffelpflanzen.

Brauer P. P. Geyer. Ueber die Keimfähigkeit des Gerstenkornes sind folgende Regeln zu beobachten: Die Hülse des Gerstenkorns wird an dem Ende, an welchem der Embryo liegt, gesprengt, und der bloßgelegte Keim mit dem Nagel gehoben. Erscheint der Keim frisch, lichtbraun und glänzend, so kann man einer guten Keimkraft versichert sein. Gerstenkörner mit zusammengeschrumpftem Embryo besitzen zweifelhafte Keimfähigkeit.

A. K. in L. Wir sind weit entfernt, Ihre Befürchtung zu erfüllen. Also erstens: es wird Benzoëtinctur genommen, zweitens: Sommersprossen lassen sich nicht durch Kunstmittel vertreiben, drittens: um eine Stellung als Gesellschafterin oder Gouvernante zu finden, müssen Sie ein Gesuch in eine stark gelesene Zeitung inseriren. Wir empfehlen Ihnen, was Breslau und unsere Provinz betrifft, zu diesem Zwecke die „Schlesische Zeitung".

Karl Feinschmecker in S—weil. Wir theilen Ihnen hier das Recept zum Hagebuttenliqueur mit: Man läßt die Hagebutten am Strauch, bis sie einen gelinden Frost bekommen haben; dann pflückt man sie ab, zerquetscht sie, gießt auf ein Liter Hagebutten drei Liter reinen Branntwein, setzt ein Pfund weißen gestoßenen Kandiszucker hinzu und stellt die ganze Mischung in einem steinernen Kruge oder einer Flasche auf acht Tage an den Ofen. Danach gießt man die Lösung durch Fließpapier, füllt sie in Flaschen und verkorkt dieselben sorgfältig.

Alfr. R—feld in Wschnck. Den „Jerusalemer Balsam" kennen wir nicht. Ueber Aetztinte zum Glasätzen folgende Vorschrift des Dr. Müller vom chemischen Laboratorium in Braunschweig: Man reibt in einem Porzellanmörser gleiche Theile Fluorwasserstoff, Fluor-Ammonium und getrockneten, gefällten schwefelsauren Baryt zusammen. Das innige Gemisch wird in einer Platin-, Blei- oder Guttaperchaschale successive mit rauchender Flußsäure übergossen, bis nach tüchtigem Rühren, am besten mit einem dünnen, pistillähnlichen Guttaperchastäbchen, das Stäbchen nur noch sehr schnell verschwindende Eindrücke hinterläßt. Mit der so erhaltenen dicklichen Flüssigkeit läßt sich mittelst einer gewöhnlichen Stahlfeder auf Glas sehr gut schreiben, die Aetzung erfolgt momentan und fällt außerordentlich schön matt aus, so daß die geätzten Stellen auf weite Entfernung hin sichtbar sind. Es genügt, die Tinte nur etwa 15 Secunden auf das Glas einwirken zu lassen, längere Zeit kann unter Umständen sogar von Nachtheil werden, da leicht die Ränder an Schärfe verlieren. Bei Anwendung geringerer Mengen Fluorammonium und auch wenn die Flußsäure weniger concentrirt genommen wird, werden blankere Aetzungen erhalten, besonders im letzteren Falle bleiben die Ränder auch bei längerer Dauer der Einwirkung scharf, die Deutlichkeit der Schriftzüge erleidet darunter aber Einbuße. — Hat man mit der Tinte den betreffenden Gegenstand geschrieben, so spült man mit Wasser ab und trocknet mit einem Tuche. Da concentrirte Flußsäure mit der Haut längere Zeit in Berührung gebracht leicht unangenehme, unter Umständen sogar bösartige Entzündungen und Geschwüre hervorruft, so ist bei Benützung der Tinte Vorsicht anzurathen. — Sogenannte Krebsaugen verwendet man nicht zur Reinigung „verstaubter" Augen, sondern führt sie nur ein, wenn ein fester Körper aus der inneren Bindehaut herausgetrieben werden soll. Sonst genügt Auswaschen mit frischem, nicht zu kaltem Wasser.

Inhalt: **Schachmatt.** Roman von Ewald August König. (Fortsetzung.) — **Der Menschenfeind.** Gedicht von Klara Richard. — **Das neue Goldland in Idaho.** Mittheilungen von Udo Brachvogel. — **John Pilarson.** Erzählung von L. von Stür. — **Ein deutsches Bürgerkind.** Novelle von Johanna Collma. (Fortsetzung.) — **Todfeinde in der Wildniß.** (Mit Illustration.) — **Schlesische Chronik.** — **Aus Heimath und Fremde:** In Thüringens Bergen. (Mit Illustration.) An der Bai von Sidney. (Mit Illustration.) — **Allerlei Nützliches.** — **Schlesischer Geschichtskalender.** — **Allerlei Heiteres.** — **Räthsel.** — **Correspondenz und Fragenbeantwortung.**

Verantwortlicher Redacteur: Karl Teschner. — Druck und Verlag von S. Schottlaender in Breslau.